

0
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47
48
49
50
51
52
53
54
55
56
57
58
59
60
61
62
63
64
65
66
67
68
69
70
71
72
73
74
75
76
77
78
79
80
81
82
83
84
85
86
87
88
89
90
91
92
93
94
95
96
97
98
99
100

4 Dm 299



unsterbliche Landschaft

Vogesenkrieg

1871

Die unsterbliche Landschaft

Die Fronten des Weltkrieges



BIBLIOGRAPHISCHES INSTITUT A.G. LEIPZIG



Die unsterbliche Landschaft

1903

Die unsterbliche Landschaft

Die fronten des Weltkrieges

Ein Bilderwerk

herausgegeben von

Erich Otto Volkmann

IV.

Vogesenkrieg



Bibliographisches Institut AG. in Leipzig

1935

1935: 941

Die
untererbliche Landesherrschaft



761

4 Dm 29 q



Alle Rechte vom Verleger vorbehalten

Copyright 1935 by Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Druck: Bibliographisches Institut AG., Leipzig

Vorwort

Dem Soldaten, der im Weltkrieg im Elfaß gekämpft hat, steht als gesammeltes Landschaftsbild die weite Ebene des Rheintals und der langgestreckte Grenzwall der Vogesen in der Erinnerung; das Bild einer durchaus deutschen Landschaft nach Kultur und Geschichte. Weiter wird er sich erinnern, daß auf der anderen, der lothringischen Seite der Vogesen der Charakter der Landschaft sich änderte. Die Städte und Dörfer sahen anders aus, die Menschen redeten eine andere Sprache.

Wenn man aber den Soldaten nach seinem inneren Kriegserleben im Elfaß fragt, soweit dies nicht auf rein persönlichem Gebiet liegt, so war dies vor allem durch die schmerzliche Tatsache bestimmt, daß der Krieg hier auf deutschem Boden geführt wurde, daß deutsche Städte und Dörfer in Schutt und Asche sanken. Schwerer noch wird seine Erinnerung jedoch durch das bittere Empfinden belastet sein, daß er sich in diesem deutschen Lande nie ganz heimisch gefühlt hat, daß zwischen ihm und dem Elsäßer immer etwas Fremdes und Unausgeglichenes stand, daß das bedingungslose Vertrauen, wie es zwischen Volksgenossen selbstverständlich sein muß, hier nicht vorhanden war. Das Elfaß und Lothringen lagen in einem merkwürdigen Zwielicht, das sich in einer schlimmen Weise erst erhellte, als der Krieg zu Ende ging.

Die Beziehungen des deutschen Soldaten zur elsässischen Landschaft beruhen weniger im rein kriegerischen Erleben. Es sind hier keine großen Schlachten geschlagen worden. Im allgemeinen galt Elfaß-Lothringen als ruhige Front. Das eigentliche, das innere Erlebnis liegt hier in anderer Richtung. Es wird nur der begreifen können, der durch elsässische Dörfer und Städte marschierte, der das Straßburger Münster im Dunst der Rheinebene auftauchen sah, der im Hochwald der Vogesen auf Grenzwatch stand.

Erich Otto Volkmann

Potsdam, im Januar 1935.

Vogelkrieg

Menschenmassen auf dem Broglieplatz in Straßburg, auf der Metzter Esplanade, in den Arbeiter-
vierteln Mülhausens; bei jeder neuen Nachricht aufschäumend, in dumpfe Erwartung
zurücksinkend; Trommelwirbel und Militärmärsche und der Taktschritt der Kolonnen. — Wie in
allen deutschen Städten, in jenen Tagen Ende Juli, Anfang August 1914.

Und doch ganz anders. —

Die gleiche atemlose Spannung über den sonnendurchglühten Dörfern der lothringischen Hoch-
ebene, über den Flecken und Städten des Elsaß, die schimmernd hingestreut sind über die in Fruchtbar-
keit prangende Rheinebene, über den stillen Gebirgstälern der Vogesen, bis hinauf zu den einsamen
Weilern am Sang der Grenzfläme.

Alarmnachrichten, Richtiges und Falsches durcheinandermengend: Priester als Spion erschossen . . .
der Arzweiler Tunnel gesprengt . . . Flieger über Straßburg und über Freiburg . . . die Grenze
von den Franzosen überschritten . . .

Wie überall . . . aber hier doch anders. — Nichts vom Rausch des Krieges, wie sonst im Reich,
nirgends diese fast ekstatische Begeisterung und Hingabe an die Stunde, dieses nie erlebte Gefühl
völkischer Schicksalsverbundenheit.

Dunkle Schatten über dem Elsaß und über Lothringen. — Grenzland, wie die Pfalz und
die Rheinprovinz, wie Ost- und Westpreußen und Schlesien. — Aber Grenzland in einem viel tragi-
scheren Sinne. Ein gefährlicher Unterton schwingt bei dem Wort hier mit. Vergangenheit steigt
wieder empor, Versunkenes wird lebendig. Die ganze Unsicherheit eines wurzellos gewordenen Volks-
stammes ist plötzlich wieder da.

Das war das Schicksal Elsaß-Lothringens seit Jahrhunderten: Hin-und-hergerissen zu werden
zwischen Deutschland und Frankreich, Spielball der politischen und kriegerischen Gewalten, um-
worfen und zurückgestoßen, im tiefsten Innern heimatlos. Und an diesem 1. August 1914 wurde
unter Trommelwirbeln auf den Plätzen in Straßburg, Metz und Mülhausen, unter den schmetternden
Klängen der Clairons in Belfort, Toul und Nancy von neuem die Schicksalsfrage der Zukunft
Elsaß-Lothringens gestellt. —

Wann ist der Zwiespalt in die Seele des Elsäßers gekommen, dieser zerstörende Zweifel, wo seine
eigentliche Heimat ist? Deutsch ist das Land doch seit der Zeit, da das germanische Blut hier über
das romanische siegte, da die Alemannen sich im Elsaß, die Franken in Lothringen ihre Wohnsitze
erkämpften. Deutsch wurde die Sprache, deutsch Sitte und Kultur. Deutsche Meister bauten das
Straßburger Münster. Deutsche Mystik und deutsche Gelehrsamkeit glänzte auf der Straßburger
Hochschule. Ein Deutscher druckte in Straßburg das erste Buch. Der größte deutsche Dichter empfing
im Elsaß seine tiefsten Jugendeindrücke.

Als der junge Goethe von der Plattform des Straßburger Münsters hinablickte auf das gesegnete
Land zu beiden Seiten des Rheins, war die tragische Wendung im Schicksal des Elsaß und Lothrin-
gens freilich schon vollzogen. Zur Zeit der Reformation hatte das Unglück begonnen. Die drei Bis-
tümer Metz, Toul und Verdun fielen als die ersten Opfer in dem großen historischen Kampfe um
die Rheingrenze, den Frankreich entfesselte, und der seither Europa nicht mehr zur Ruhe kommen
läßt. Hundert Jahre später, im Westfälischen Frieden, streckte sich die französische Hand bereits über
die Vogesen hinüber in die Rheinebene. Wiederum nach einigen Jahrzehnten, als die große Epoche

Frankreichs mit ihrem Glanz und Prunk leuchtend emporstieg, als der deutsche Kaiser, vor Wien mit den Türken kämpfend, nicht die Kraft mehr fand, zugleich auch die Westgrenzen des Reiches zu schützen, vollendete der „Sonnenkönig“ Ludwig XIV. den letzten Akt der Tragödie Elsaß-Lothringen: er schickte seine Truppen gegen Straßburg.

Am 30. September 1681, an dem die Soldaten Frankreichs die Reichsstadt Straßburg umzingelten und die Wälle erstiegen, an dem die deutschen Träumer plötzlich als französische Bürger erwachten, begann der eigentliche Kampf um die Seele des Elsaß. Zwei Jahrhunderte gab das Schicksal dem französischen Genius Zeit. Nie hatte ein Volk eine bessere Chance: Hier der verführerische Glanz der französischen Zivilisation, der Ruhm der Napoleonischen Zeitepoche. Dort, jenseits des Rheins, das langsam versinkende Heilige Römische Reich und das ganze Elend deutscher Kleinstaaterei.

Zweihundert Jahre sind im Völkerleben eine lange Zeit. Der Widerstand des Elsaß und Lothringens gegen das Überfluten der französischen Kultur erlahmte. Langsam, aber unaufhaltsam vollzog sich der Prozeß der Verwelschung. Zuerst wendeten die Notabeln und die Bourgeoisie ihr Gesicht hinüber nach Frankreich. Dann folgten die Kleinbürger. In Lothringen, das dem französischen Zugriff mit seinen offenen Grenzen unmittelbar preisgegeben war, ging die Wandlung am schnellsten vonstatten. Das Elsaß, das im Wall der Vogesen einen natürlichen Schutz gegen Frankreich besaß, wehrte sich länger.

Aber noch war die letzte Entscheidung nicht gefallen. Im Jahr 1871, als das Bismarcksche Reich mit dem Schwert die verlorenen Provinzen Elsaß und Lothringen zurücknahm, schien es, als werde das Rad der Geschichte in der letzten Minute zurückgedreht. — War es nicht schon zu spät? Das völkische Bewußtsein schien fast erloschen. Eins freilich hielt die Nachkommen der Alemannen und Franken mit unsichtbaren Klammern noch am alten Mutterlande fest. Die zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft hatten nicht genügt, die scharfe Sprachgrenze zu verwischen, die den Rämmen der Vogesen folgend, über Saarburg auf Diedenhofen verläuft. Die dünne Oberschicht der Intellektuellen und der Bourgeoisie, denen die französische Sprache zur Muttersprache geworden war, bedeutete wenig gegenüber den eineinhalb Millionen elsässischer und lothringischer Bauern und Kleinbürger, die an ihrem Elsässerdeutsch durch die Jahrhunderte festhielten.

Vier Jahrzehnte kämpfte das neue Deutschland, um die an Frankreich verlorene Seele des Elsässers und Lothringers zurückzugewinnen. In dieser Zeit gab es viele Mißverständnisse, es geschahen schwere Ungeschicklichkeiten. Es lag im deutschen Regiment ein unheilvolles Schwanken zwischen Nachgiebigkeit und Bevormundung. Auf dem Boden Elsaß-Lothringens mit seiner uralten eigenen Kultur gedieh ohnehin der Geist Preußens nicht sonderlich gut. Am wenigsten ließ er sich auf mechanischem Wege oder gar durch Zwang übertragen. Die moralischen Eroberungen, die Deutschland in diesen vier Jahrzehnten in Elsaß-Lothringen machte, ließen viel zu wünschen übrig. Dennoch, auf lange Sicht wären das Elsaß und die deutschen Teile Lothringens doch wieder mit dem Reich zusammengewachsen. Ein Strom von Kraft floß damals über den Rhein hinüber. Blühender Wohlstand verbreitete sich, eine mächtige Industrie wuchs empor. Die zahllosen Säden, die trotz der Entfremdung niemals ganz zerrissen waren, verbanden sich bereits wieder zu einem festen Gewebe. Immer deutlicher spürten die Elsässer, wenn auch oft noch widerstrebend, den Gleichtakt des Blutes rechts und links des Rheins. Ein paar Jahrzehnte friedlicher Entwicklung noch, und das Elsaß wäre für Deutschland gerettet gewesen.

Da kam dieser Krieg. —

In jenen Augusttagen vernahmen sie alle, der Straßburger und Metzger Bürger, der elsässische und der lothringische Bauer, den fernen Ruf des Schicksals. Der tragische Konflikt, an dem sie seit Jahrhunderten krankten, stand von neuem in einer schrecklichen Klarheit vor ihnen. Alles, was an innerem Zwiespalt und Zweifel und an deutschfeindlichem Wesen unter der Asche glühte, wurde zu heller Flamme angefaßt. Drüben im französischen Heer kämpften ihre Vettern und Freunde; sie marschierten als Feinde gegen Elsaß-Lothringen und würden als Feinde mit Kanonen auf ihre Städte und Dörfer schießen! —

Das war es, was in den Tagen der nationalen Erhebung im ganzen Reich auf der Seele des Elßäfers und des Lothringers lastete. Sie waren in ihrer übergroßen Mehrzahl bereit — mit einem festen ehrlichen Willen bereit — für Deutschland zu kämpfen. Aber es geschah ohne die Begeisterung, die überall sonst glühte; es geschah im bangen Gefühl, einer harten Pflicht zu gehorchen.

Alles war an diesem 1. August unsicher geworden. Alles stand wieder auf des Messers Schneide. Es war vom Schicksal bestimmt, daß nicht die Weisheit der Staatspolitik, nicht die Regierungskunst der Ministerialbeamten über die Zukunft des deutschen Landes Elßaß-Lothringen entscheiden sollten. Es entschied darüber nun doch wieder das Schwert. Die eisernen Würfel rollten, — vielleicht zum letztenmal, wer konnte es wissen. Gewann das deutsche Heer den Krieg, dann war die elßaß-lothringische Frage im Sinne Deutschlands gelöst, wahrscheinlich für alle Zukunft.

Ging der Krieg aber verloren — —

Der deutsche Soldat, der in den ersten Wochen des August aus dem Reich herüberkam nach Straßburg oder nach Mülhausen oder Metz, spürte, wenn er ein feines Gefühl für dergleichen hatte, die innere Zerrissenheit im Lande. Und wer das, was sich hier im beschränkten Raum Elßaß-Lothringens zu einem kaum noch lösbaren Knoten verwirrte, in dem großen Rahmen des deutsch-französischen Kampfes um den Rhein zu sehen vermochte, vor dem tauchten schon die Umrisse weltgeschichtlicher Entscheidungen auf, die über das Schicksal Elßaß-Lothringens hoch hinausragten.

Elßaß und Lothringen, zwei Schwestern, eng verbunden durch ein gemeinsames Schicksal, an der gleichen Last tragend, mit der gleichen Problematik ringend, einer Problematik, die bis an die Wurzeln ihrer Existenz rührte. — Aber wie ungleich an Antlitz und Gebärde schienen die beiden Länder dem Soldaten aus dem Reich, den der Wechsel des Kriegserlebens im Lauf der vier Kriegsjahre von der lothringischen Hochebene in die Vogesentäler des Elßaß warf.

Lothringen ist ernst, herbe, von der Natur nicht so reich gesegnet wie das glücklichere Elßaß. Die Menschen ringen auf kargem Boden hart um ihre Existenz. Sie sind durch jahrhundertelange Bedrängnis und viel Not mißtrauisch und verschlossen geworden.

Das Elßaß aber liegt in der Rheinebene wie ein blühender Garten Gottes. Stand der Soldat auf dem Felsplateau unweit des Klosters Odilienberg, von dem aus der Blick die Rheinebene von Straßburg bis hinauf nach Schlettstadt umfaßt, so bot sich ihm ein Landschaftsbild von so erlesener Schönheit, wie sie im Lebensraum des deutschen Volkes selten sind. Zu Füßen des Berges blühende Landstädte mit alten Mauern und Türmen, Rosheim und Bar und Oberehnheim, das unter den Hohenstaufen Kaiserpfalz und Freie Reichsstadt war. An den Berghängen, auf denen die Ruinen unzähliger Burgen stehen, kocht das Traubenblut in der heißen Sonne. Nach Westen zu ziehen sich in schön geschwungenen Linien die Vogesenkämme hin, unter einem grünen Mantel von Buchen, von Edel- und Weißtannen. Drüben auf der anderen Seite des Rheins verschwimmt im Dunst der Ebene das Badener Land, durch den Rhein vom Elßaß nicht getrennt, sondern zu natürlicher Einheit verbunden. Am äußersten Horizont dunkelt in klaren Konturen die Bergkette des Schwarzwaldes. Im Süden aber ragen die Schneeberge der Alpen.

Vor Jahrtausenden, in einer Zeit, die im grauen Dämmer der Vorgeschichte versinkt, schichteten auf diesem Berg Kelten zum Schutz gegen die andrängenden Germanen die „Heidenmauer“. Stundenlang führt der Weg durch schweigenden Hochwald an ihr entlang. Drei Meter hoch, wie von Zyklopenhänden gefügt, sind die mächtigen Quadern übereinandergetürmt. In späteren Jahrhunderten stand innerhalb des steinernen Ringes ein Römerkastell und dann eine Merowingerburg und endlich ein Frauenkloster, durch dessen Tor Kaiser Barbarossa einst ritt. — Welch ein Stück Geschichte umschließt dieser steinerne Ring — ein Spiegelbild der Geschichte des Elßaß.

In gleicher Herrlichkeit breitet sich weiter im Süden das Land vor der Ruine des Schlosses Andlau, vor der Hohkönigsburg, vor den Kappoltweiler Schlössern, vor Drei Ähren. Immer ist es der gleiche berauschende Blick in die Rheinebene.

Tief in die Täler hinein drang der Segen dieser glücklichen Landschaft. Ein reiches Bürgertum baute sich in Schirmeck, in Markkirch, in Münster, mitten zwischen den Bergen, seine stattlichen Bürgerhäuser, seine Rathäuser und Kathedralen, die sich mit den schönsten im ganzen Land vergleichen können.

Nach Süden zu steigen die Vogesen immer mehr an. Im Großen Belchen und im Elsäffer Belchen haben sie ihre höchsten Erhebungen. Mit ihren Hochgebirgstälern ähneln sie dort schon der alpinen Landschaft. Kahl ragen die sonderbar ballonartig geformten Gipfel über die dunklen Wälder. Vom Sturm zerrissene niedrige Wettertannen und Zwerggebüsch kriechen bis zur Höhe hinauf. Schroff stürzen von den Gipfeln Schuttfelder und Felschluchten zu den Gebirgsseen herab.

Im Frühling aber bedecken sich die Hänge mit einem Flor von Blumen, wie sie sonst nur in den Alpen wachsen. —

Der Soldat aus dem Süden des Reiches, den das Schicksal des Krieges in die elsässischen Landstädte führte, war von ihrem mittelalterlichen Zauber im Innersten heimlich berührt. Diese kleinen Städte hätten auch in Bayern, in Baden oder in Württemberg stehen können. Hier wie dort Plätze mit spitzgiebligen steilen Dächern und Brunnen, geschwungene und winklige Gassen, mit Erkern und Schildern, in denen das ganze bürgerliche Behagen und die Freude des deutschen Menschen am eigenwilligen Bauen ihren lebendigen Ausdruck findet. Zwischen den Bürgerhäusern mächtige Bauten aus der Barockzeit, ein Bischofshaus, der Stadtpalast eines edlen Geschlechts, ein Spital. Hoch über dem Gewirr der braunen Dächer aber erheben sich die schweren Türme romanischer Kirchen, streben gotische Dome in fast überirdischer Leichtigkeit zum Himmel. Die ganze Inbrunst und Sehnsucht des mittelalterlichen deutschen Menschen offenbart sich in ihnen.

Viele dieser kleinen elsässischen Städte blicken auf eine große geschichtliche Vergangenheit. Sie waren einst Freie Reichsstädte, allein dem Kaiser untertan. Wie einen altertümlichen Schmuck tragen sie noch heute ihre Mauern und Türme.

Uralte Kultur vererbt sich in diesem gesegneten Landstrich seit der Römerzeit von Geschlecht zu Geschlecht. Bürgerstolz und Bauerntroz hängen in zäher unzerstörbarer Liebe an der Scholle. In den Zeiten der zunehmenden Entfremdung vom Deutschen Volk, in der Ungewißheit der Zugehörigkeit, klammerte sich das Heimatgefühl um so stärker an den schmalen Raum zwischen Rhein und Vogesen.

Zwischen den Städten und Flecken verstreut liegen die reichen Dörfer, inmitten eines fruchtebeladenen Landes, inmitten einer fast südlichen Vegetation. Der Wein gedeiht hier und der Tabak, der Mais, der Hopfen und die echte Kastanie.

Frei und einzeln, nach uralter deutscher Bauart, stehen die Bauerngehöfte, von Gärten umgeben; Wohnhäuser, Ställe und Scheunen voneinander getrennt. Tief neigen sich die hohen Dächer hinab zum mütterlichen Boden. An den Wänden hängt in langen Zöpfen der Tabak. Im offenen Schuppen harren die hochgestapelten Weinfässer der Zeit der Traubenernte.

Dem Badener und dem schwäbischen Bauern, der an der elsässischen Front kämpfte, war alles dies vertraut. Es war der gleiche Fachwerkbau wie auf seinem eigenen Hof, die gleiche holzgetäfelte Bauernstube, die reichgeschnitzten Bauernmöbel, Erbteil einer uralten Volkskunst. Es waren ähnliche Volkstrachten, eine ähnliche Sprache, ähnliche Lebensgewohnheiten. — Sie empfanden ganz deutlich die tiefe innere Verbundenheit, die allem geschichtlichen Geschehen unzerstörbar trotzt.

Drüben aber, westlich der Vogesen, eine völlig andere Kultur, ein anderer Lebensstil. Französisch die Sprache, die Sitten und Gewohnheiten; romanisch die Bauart der Dörfer; die Gehöfte eng aneinandergedrängt, die Straßenfronten fast städtisch geschlossen, Wohnhaus und Stall unter einem einzigen flachen Dach. Statt des Fachwerks kahle Steinwände; die Wohnräume weiß getüncht, ohne die Wärme der Holzverkleidung, mit ärmlichem Hausrat. Der Bauer im blauen Leinenkittel, den zweirädrigen Karren lenkend, sein „bon jour“ murmelnd.

Eine Welt liegt zwischen den Menschen diesseits und jenseits der Vogesen. In alle Ewigkeit bleibt eine Wand hier stehen.

Das Elfaß war gegen einen französischen Angriff durch die Vogesen wie durch einen starken Schild geschützt. Zwei breite Tore nur öffnen sich in die Rheinebene, im Norden die Pfalzburger Senke, im Süden die alte Völkerstraße der Burgundischen Pforte. Der kurze Weg von Belfort nach Mülhausen führt durch völlig offenes und ebenes Gelände.

Nach Westen zu bildet der Rhein die Grenze des Elfaß, der das breite Tal zwischen dem Schwarzwald und den Vogesen in junger Kraft mit starkem Gefäll durchheilt. Wenige Brücken nur verbinden die beiden Ufer. Die wichtigsten sperrt die uralte Stromfestung Straßburg. Ihr Januskopf richtet sein Doppelgesicht seit Jahrhunderten nach Osten und nach Westen. —

Diesmal wappnete sich die starke Festung zum Kampf gegen Frankreich. Schnell vollendete sie ihre Rüstung. Wälder wurden niedergehauen, Häuser verschwanden vom Boden, glitzernde Drahtfelder spannten sich von Fort zu Fort. Was über die Erde ragte, wurde wegrasiert. Nach wenigen Wochen stand die Festung völlig bereit.

Nach Osten, am Eingang in das Breuschtal, sperrte als vorgeschobener Posten der stark befestigte Muziger Selsen die Rheinebene und zugleich die wichtigen Passstraßen durch das Breuschtal von St. Dié und Raon l'Étape. — Im Süden, am Rhein entlang, sicherten Brückenköpfe die Übergänge. Auf dem „Isteiner Klotz“ und bei Hüningen richteten Panzerbatterien die Geschütz-mündungen drohend in den Raum von Mülhausen.

Gebirge, Strom, Festungswerke — der Einbruch durch das Elfaß nach Süddeutschland hinein war nicht leicht. —

Er scheiterte schon an den ersten Hindernissen. Vor Straßburg und am Rhein hat niemals ein französischer Soldat gekämpft.

Am 7. August, mitten noch in Mobilmachung und Aufmarsch, schlug plötzlich im äußersten Süden des Elfaß Waffenlärm auf. An den Ausläufern der Vogesen drangen französische Kräfte durch die Burgundische Pforte in das Rheintal ein. Wie ein Sturzbach ergossen sie sich hinter der weichenden deutschen Grenzwehr über die Städte und Dörfer des Sundgauens. Am 9. August flatterte über Mülhausen die Tricolore.

Es entstand im Elfaß eine ungeheure Erregung. In Mülhausen jubelten die französisch Gesinnten den „Befreiern“ zu. Doch in die Rufe „Vive la France“ mischte sich bereits das Aufbrüllen deutscher Kanonen. Zwei schnell herangeworfene Korps jagten den Feind in hitzigen Gefechten zurück. Am 10. August stand die deutsche Landwehr wieder an den Grenzkämmen bei Ober- und Nieder-Sulzbach, bei Dammerskirch, Ober- und Niedersept.

Eine strategische Erkundung, ein Ablenkungsmanöver vielleicht. — In den nächsten Tagen lag über den Vogesentälern und an der lothringischen Grenze wieder jene seltsame unheimliche Ruhe, die großen Entscheidungen vorauszugehen pflegt.

Zwischen Straßburg und Metz bestand in dem strategischen Feld eine breite Lücke. Ungeschützt dehnte sich hier zwischen den Panzerwerken der Festung Metz und den Nordvogesen die lothringische Hochebene, die Franzosen zum Einfall lockend. Hier konnte durch einen Gewaltstoß auf Saarbrücken der Nord- und Südflügel des deutschen Heeres auseinandergerissen werden.

Am 15. August tat General Joffre den ersten großen Zug. Er zielte genau auf die Lücke in Lothringen. Zwei Armeen marschierten von Lunéville und Nancy heran. Eine dritte Armee, die „Armée d'Alsace“, begleitete den Angriff von Belfort her gegen das Elfaß.

Wenige Tage später begannen die beiden deutschen Heeresflügel um die Festungsgruppe Metz—Diedenhofen, das Pivot der deutschen Gesamtaufstellung, zu schwingen. Der starke nördliche bewegte

sich mit ungeheurer Gewalt vorwärts; sein Kreislauf zeigte auf Paris. Der schwache südliche bog sich aus vorläufig noch unerkennbaren Gründen zurück: die 6. Armee in Lothringen trat den Rückmarsch zur Saar an; die 7. im Elfaß überließ das Oberelfaß dem zweifelhaften Schutz einiger Landwehrbrigaden und zog sich in Eilmärschen nach Norden auf Saarburg zusammen.

Ein wenig zögernd, ein wenig unsicher, als ahne er Unheil, rückte der Feind in Lothringen ein. Rascher folgte er im südlichen Elfaß den zurückgehenden Deutschen. Die Vogesentäler von Thann und Münster, von Markkirch und Molsheim dröhnten vom Lärm des Gefechts. In Mülhausen flatterten zum zweitenmal französische Fahnen. Das Elfaß schien verloren.

Dumpfe Wut erfüllt die Soldaten des Bayerischen Kronprinzen. Sie begreifen nicht, warum man von ihnen allein Rückzug verlangt, während oben in Belgien und im nördlichen Frankreich die anderen Armeen losstürmen dürfen.

Aber dann wird das Rätsel dieses Rückzuges mit einem Schlage offenbar. Am 20. August macht die 6. Armee plötzlich halt, am 21. stürzt sie sich auf den Feind, am 22. schlägt sie ihn schwer aufs Haupt.

In dem Feuerwerk von Siegesnachrichten, die in den Wochen Ende August—Anfang September vom äußersten Norden bis herunter nach Saarburg aufleuchteten, übersah man, daß bei dieser ersten großen Schlacht in Lothringen ein Mißgeschick unterlaufen war. Der deutsche Gegenangriff war ein paar Tage zu früh befohlen worden. Die Ungeduld, sich mit dem Feind zu schlagen, der unbändige deutsche Angriffswille hatten das Konzept der Schlacht verdorben. Der Sack, in den der Feind hineinlaufen sollte, war nicht weit genug geöffnet worden. Die Franzosen konnten mit mäßigen Verlusten hinter ihre Festungsfront Toul—Epinal entkommen.

Das Unglück wäre vielleicht nicht allzu groß gewesen, wenn dem ersten Mißgeschick nicht unmittelbar ein zweites schwereres gefolgt wäre. Die durch den Saarburger Sieg in Elfaß-Lothringen jetzt freiwerdenden Kräfte wurden nicht, wie es möglich gewesen wäre, dem angreifenden rechten Heeresflügel beschleunigt zugeführt, der in wenigen Wochen bei Paris die Entscheidung des Krieges erzwingen sollte, vielmehr beließ man sie in der Verfolgung auf Toul—Nancy. Die Hoffnung, daß sie die Festungsfront dort durchbrechen und die Niederlage des französischen Heeres durch Umfassung auch von Süden her zu völliger Vernichtung ausgestalten würden, erwies sich indessen sehr bald als ein Irrtum von tragischen Folgen. —

Um diese Zeit, Ende August/Anfang September, warfen schon die Ereignisse an der Marne ihre dunklen Schatten hinüber nach dem lothringischen Kriegsschauplatz. General Joffre hatte, während die Bayern sich am Grand Couronné vor Nancy, und weiter südlich vor der Front Toul—Epinal die Köpfe blutig rannten, in fieberhafter Eile einen großen Teil seiner an der elfaß-lothringischen Front stehenden Divisionen herausgezogen und nach Norden, in den Raum von Paris geworfen. Die französische Angriffswelle im Elfaß, die bereits über Mülhausen und Colmar hinausgebrandet war, ebte wieder gegen das Gebirge zurück.

So schürzte sich der Knoten. Das Schicksal der Marneschlacht und damit des Krieges und schließlich der Reichslande entschied sich mittelbar auch auf dem Boden Elfaß-Lothringens. Denn als die deutsche Oberste Heeresleitung endlich den ganzen Umfang der Marnekrise übersah, und in jäher Bestürzung die 6. Armee und dann auch die 7. Armee von der elfaß-lothringischen Front löste, um sie auf den äußersten rechten Heeresflügel zu werfen, war es zu spät, um die Marnetragedie noch aufzuhalten.

Im September und Oktober, während die Westfront langsam erstarrte, bildete sich, ungefähr der Westgrenze Elfaß-Lothringens folgend, eine zunächst dünne vorpostenartige Linie. Im äußersten Süden bei Mülhausen blieb ein Streifen elsfassischen Landes in französischer Hand.

Damals hätten ein paar Divisionen noch genügt, um die Franzosen über das Gebirge und durch die Burgundische Pforte auf Belfort zurückzudrängen und das Elfaß ganz frei zu machen. Den schwachen Landwehrtruppen des Generals Gaede fehlte indessen hierzu die Kraft und andere Truppen waren im Augenblick nicht verfügbar. Allmählich, im Laufe des Herbstes und Winters, wurde aus

der Vorpostenlinie eine feste Stellung mit durchlaufenden Schützengräben und Drahthindernissen. Es war die einzige Stelle, wo sich der Feind innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches vier Jahre lang zu behaupten vermochte.

Stellungskrieg. — Elfaß-Lothringen wurde Nebenkriegsschauplatz. Während der ganzen vier Jahre ist weder von französischer noch von deutscher Seite der Versuch gemacht worden, hier einen großen entscheidenden Schlag zu führen. Die Deutschen scheuten vor der mächtigen Festungslinie zurück, die sich von Toul-Nancy über Epinal bis Belfort und zur Schweizer Grenze hinzieht. Sie hatten genug von dem einen mißglückten Angriff Ende August/Anfang September 1914. Den Franzosen aber stand die Lothringer Schlacht, in der sie beinahe in eine Falle gelaufen wären, noch in schlimmer Erinnerung. Sie haben nicht einmal versucht, durch einen starken Angriff wenigstens das Oberelsaß als Faustpfand für die kommenden Friedensverhandlungen zu gewinnen.

Durch das Fehlen großer entscheidungsuchender Schlachten erhielt der Krieg in Lothringen und im Elfaß ein anderes Gesicht wie weiter nördlich. Es gab hier keine schlachtzerwühlten Trichterfelder, wie sie in den monatelangen Großkämpfen vor Verdun, in der Champagne, an der Somme, in Flandern entstanden; nicht die bis zur völligen Unkenntlichkeit zerstampften Landschaften, die Ruinenfelder zahlloser Dörfer und Städte. In Lothringen vergingen Jahre, ohne daß in der Alltäglichkeit des „ruhigen Stellungskrieges“ irgendeine Änderung eintrat. Im Elfaß wehte der Atem des Krieges zuweilen heißer. Auf den Vogesenkämmen wurde erbittert gekämpft. Aber niemals handelte es sich dabei um Schlachten mit weitem operativem Ziel. Gewinn wichtiger Höhen, Verbesserung der Stellungen, darüber hinaus erhob die Kampfhandlung sich nicht.

Die Art des Kampfes als „Stellungskrieg an ruhiger Front“ war im Elfaß und Lothringen annähernd die gleiche. Im übrigen aber waren die Formen, in denen sich der Krieg an den beiden Fronten abspielte, der landschaftlichen Eigenart der beiden Länder entsprechend sehr verschieden. In Lothringen, dem „klassischen Manövergelände“ der Vorkriegszeit zogen sich die Stellungen in klarer übersichtlicher Anordnung über die langgestreckten flachen Höhenzüge. Sie waren von Natur aus stark, hatten meist weites Schussfeld, gute Beobachtungsmöglichkeiten und fanden in den Tälern und Wäldern hinter der Front gedeckte Annäherung. Die Entfernungen zum Feind waren größer als auf den meisten anderen Fronten. Nur selten näherten sich die Gräben bis auf Nahkampferntfernung. Der Krieg im Elfaß aber war Gebirgskrieg. Er schuf andere Voraussetzungen und stellte an die Truppen andere Anforderungen.

An der elfaß-lothringischen Front folgten die Stellungen von der Gegend südlich Metz bis Vic ziemlich genau der lothringischen Grenze. Von da an liefen sie auf französischem Gebiet weiter über Badonviller—Senones—Ban de Sapt—Provençères und berührten erst westlich Markkirch wieder deutschen Boden. Auf dieser Strecke überquerten sie zwischen dem Donon im Norden und der Montagne d'Ormont im Süden die mittleren Vogesen. Ausgedehnte Wälder wechseln hier mit breiten offenen Tälern.

Am Col de St. Marie westlich Markkirch traten die Stellungen in das Gebiet der südlichen Hochvogesen ein. Sie liefen schräg über die Kämme hinweg in Richtung Mülhausen. Nach Frankreich zu, auf St. Dié und Gérardmer, flacht sich das Gebirge hier sehr allmählich ab; nach der deutschen Seite fällt es steil in die Rheinebene.

Wenn die Franzosen sich in den Besitz der Gebirgsränder zwischen Gebweiler—Colmar—Schlettstadt gesetzt hätten, so hätten sie mit ihren Kanonen das ganze Rheintal beherrscht. Ein paar französische Divisionen hätten damals, im Oktober und November 1914, noch genügt, um die dünne deutsche Vorpostenlinie zwischen Sennheim und Münster in die Ebene zurückzudrücken. Sonderbarerweise wurde die Bedeutung des Besitzes der Vogesenhänge jedoch sowohl auf deutscher wie auf französischer Seite erst erkannt, nachdem man sich bereits monatelang gegenübergestanden hatte. — Als sich dann plötzlich, in Erkenntnis der Lage, im Dezember 1914 und Januar 1915, wilde Kämpfe

an diesen Bergrändern entwickelten, waren die Franzosen den Deutschen zwar um eine Minute voraus, aber die Energie der deutschen Kampfführung war stark genug, das Versäumnis wieder einzuholen.

Unter den Namen, an die sich die Erinnerung an die Kämpfe im Elfaß vom Winter 1914/15 bis zum Herbst 1918 knüpft, stehen zwei hoch über allen anderen: der Hartmannsweilerkopf und der Reichsackerkopf. In diesen beiden Namen läuft das Ringen und Sterben auf diesem Teil des großen Weltkriegschauplatzes wie in einem Brennpunkt zusammen. Sie umschließen im wesentlichen das, was über das Erlebnis des deutschen Soldaten auf elsass-lothringischem Boden zu sagen ist.

Der Hartmannsweilerkopf erhebt sich am Rande des Gebirges zwischen Thann und Gebweiler, da, wo die Burgundische Pforte sich nach Belfort zu öffnet und die Südhänge der Hochvogesen sich allmählich nach Osten wenden; der Reichsackerkopf steht westlich Münster mitten im Gebirge*).

Zu Beginn des Krieges war der Hartmannsweilerkopf vom Gipfel bis zum Fuß mit hochstämmigen Vogesentannen bedeckt. Noch im Oktober und November 1914 wohnte das Schweigen in ihm. Nur ab und zu knackte unter dem Tritt einer Patrouille das Geäst. Wie Spiel mit Kindergewehren hörten sich in der Einsamkeit die flüchtigen Flintenschüsse an, die gewechselt wurden, wenn zufällig zwei Erkundungsabteilungen auf ihren Gängen aufeinanderstießen.

Dezemberschnee deckte bereits die Baumkronen, da schreckte eines Tages heftiges Gewehrfeuer den Wald aus seiner Ruhe. Eine Abteilung schwäbische Landwehr war auf der Kuppe mit einer starken französischen Feldwache ins Gefecht geraten, die sich dort eingegraben hatte, offensichtlich in der Absicht, die Höhe zu behaupten. Der erste Tote in dem hitzigen Gefecht, das sich entspann, war der Wehrmann Ott von der 8. Kompagnie des Landwehr-Infanterie-Regiments 123. Ihm folgten hier auf diesem einen Berg im Laufe der Jahre viele Tausende in den Tod.

Als die deutsche Führung die Gefahr erkannte, war sie sofort entschlossen, die Franzosen vom Berg wieder hinunterzuwerfen. Im Januar 1915 griff die Landwehr an. Zweimal rannte sie gegen den Berg, zweimal mußte sie blutend zurückweichen. Der Alpenjäger verstand sich besser auf den Krieg im Gebirge. Er legte rings um die Kuppe Verschanzungen an, die allen Stürmen trotzten; er verkroch sich hinter Steinen und Wurzeln, er baute Blockhäuser in Scharten und Senken. Er schien die Tarnkappe der Unsichtbarkeit zu besitzen.

Aber der Hartmannsweilerkopf mußte von den Deutschen wieder zurückgenommen werden. Das Schicksal des oberen Elfaß hing vielleicht davon ab. — In der dritten Januarwoche steigerte sich die Wut der Kämpfe. Endlich gelang es den Deutschen, den Hirzstein, einen Vorberg am Fuße des Hartmannsweilerkopfes, zu nehmen. Dann schoben sich zwei Angriffskolonnen nördlich und südlich um den Berg herum, um die Besatzung auf dem Gipfel abzuschneiden. Das Manöver glückte. Die beiden Kolonnen trafen auf der anderen Seite des Berges zusammen. Schon schien das Spiel gewonnen, da ertönte der Hörnerklang der Alpenjägerbataillone, die im Gegenangriff ihre eingeschlossenen Kameraden zu befreien versuchten. Der Wald dröhnte von dem Gehämmer der Gewehre und Maschinengewehre. Dazwischen die dumpfen Schläge einzelner Gebirgsgeschütze. Immer wilder verbißten sich die Kämpfenden. Immer neue Bataillone, atemlos über die vereisten Hänge heraneilend, wurden in das Gefecht geworfen. Da ging den Franzosen der Atem aus. Sie mußten die Kameraden auf dem Hartmannsweilerkopf ihrem Schicksal überlassen. Als einige deutsche Minen die Decken der französischen Blockhäuser durchschlugen, kapitulierten die tapferen Alpenjäger und gingen in die Gefangenschaft.

Der S. K., wie man ihn später abgekürzt benannte, war jetzt in festem deutschen Besitz. Allein noch gaben die Franzosen die Hoffnung nicht auf, ihn wieder in ihre Hände zu bekommen. Sie setzten den Kampf mit kurzen Pausen und wechselndem Erfolge bis in das kommende Jahr fort. Bisher hatten nur ein paar Gebirgsgeschütze mitgewirkt, jetzt mischten sich die Stimmen der Feldgeschütze

*) Die folgende Darstellung der Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf und den Reichsackerkopf folgt einer Schilderung von Gustav Goes, der als Frontoffizier an diesen Kämpfen teilnahm.

und der schweren Artillerie bis zum Mörser hinein. Den Franzosen half die Gunst des Geländes, denn die Kuppen vom Mollenrain bis zum Sudelkopf überragten den Hartmannsweilerkopf. Und der Große Belchen stand wie ein Beobachtungsturm hinter ihnen. Auf diesem Kranz von Höhen wurden die französischen Geschütze in Stellung gebracht; alle Visierlinien waren gegen den schmalen Westabfall der Kuppe gerichtet, wo die Deutschen wie angefettet lagen. Wie zu einem Bündel waren die Flugbahnen aller Geschütze zusammengeknotet. Unter den Schlägen der Stahlhämmer splitterten und stürzten die Riesentannen, wirbelten Schnee und Erdreich hoch, bis die Basaltfelsen hoch lagen gleich roten Wundmalen. Blut floss in Strömen. Alle Tapferkeit war umsonst; die Deutschen mußten Schritt um Schritt dem Granatenwirbel und den immer wieder vorbrechenden Stürmen der Alpenjäger weichen und schließlich auf dem Osthang der Kuppe zurückgleiten. Der Gegner hatte sein Ziel am 26. März 1915 erreicht.

Nun war es wieder an den Deutschen, den Hang hochzustürmen, auf dem sie wie auf einem steil abfallenden Dache hingen. Der erste Versuch scheiterte; erst am 25. April glückte der Sturm.

Wer den Berg ein Vierteljahr vorher gesehen hatte, erkannte ihn nicht mehr wieder. Aus dem Kranz dunkler Tannen am Bergfuß starrte ein kahler geschossenes Haupt zum Himmel. Zersplitterte Tannenstämme lagen kreuz und quer, die Felsen waren vom Rauch der Einschläge geschwärzt; wo ehemals Vögel gesungen hatten, piffen jetzt die Garben von Maschinengewehren; wo ehemals Wald gerauscht hatte, gurgelten jetzt Minen und Granaten. Der Krieg hatte die Natur besiegt und in blutige Fesseln geschlagen.

Der Soldat aber meisterte den Krieg. Er suchte Schutz im Innern des Berges und sprengte ganze Felskavernen aus, die er durch unterirdische Gänge untereinander verband. Stollen wühlten sich auf der Kuppe wie Fühler vor, in deren Köpfen die Posten einander so nahe standen, daß sie sich sprechen hörten. Gongs und Marmglocken lagen in Griffweite. Stützpunkte wurden zu kleinen Forts ausgebaut. Eine vielgewundene Straße stieg den Berg hoch, von Pionieren in die Felswände gesprengt. Eine Schwebebahn trug Lasten von Menschen, Material, Munition und Verpflegung in schwindelnder Höhe über tiefe Täler. Maultierkolonnen fletterten über Geröllhalden. — Allmählich konnte das Leben auch in dieser grausigen Wildnis ein wenig behaglicher gestaltet werden. Kantinen wurden eingerichtet, die alles enthielten von der Zahnbürste bis zur Sektflasche; die Fenster der Blockhäuser schmückten sich mit Blumen; Ehrendenkmäler, von Bildhauerhand geschaffen, erstanden für die Gefallenen.

Gegen Ende des Jahres 1915 schien das Feuer, das Tag um Tag über dem Berg heulte, einzuschlafen. Da kamen die Weihnachtstage. — Sie brachten nicht Frieden, sondern furchtbaren Kampf. Zu einem großen Schlage holte der Franzose aus, um endgültig den ganzen Berg in seine Gewalt zu bringen. Wieder überschüttete er die Kuppe mit überwältigendem Feuer. Eine Wolke von Qualm und Staub ballte sich über dem S. K. und wich nicht mehr. In ihrem von grellen Blitzen durchflammten Halbdunkel vollzog sich das Schicksal der deutschen Besatzung, die völlig überrascht und ohne Reserven war. Die Alpenjäger sprangen über den schmalen Streifen Niemandlandes, stürzten in die Gräben, machten nieder, was sich ihnen in den Weg stellte, nahmen gefangen, was sich an Resten in die Felskavernen und Stützpunkte gerettet hatte, rasten wie ein Wildbach die nackten Kuppenhänge hinunter. Sie hätten bis an den Fuß des Berges hinabstoßen können, denn ein riesiges Loch hatte sich aufgetan. Aber da die Dunkelheit anbrach, machten sie halt.

Ein einziges Bataillon rheinischer Reservejäger feucht heran. Mit berstenden Lungen kommen sie auf dem Osthang des Berges an. Vor ihnen, auf Felskanzeln und in dichtem Walde, weit überlegener, siegreicher Feind. Trotzdem wagen sie den Sturm. Er gelingt! In einem Zuge, auf den Flanken von Landwehr unterstützt, kämpfen sie sich die Hänge hoch, anderthalbtausend Gefangene an sich reißend, sitzen wieder in den alten Stellungen. Eine der leuchtendsten Waffentaten des großen Krieges!

Viel Blut, vor allem von Gardejägern und Gardeschützen, mußte noch fließen, bis auch das Bergland südlich des Kopfes wieder in deutschem Besitz war. Erst am 8. Januar 1916 stürmte eine

preussische Infanteriebrigade den Kegel des Hirzsteins. Dann wurde es stiller um den S. K. Aber nie verglomm die Fackel des Krieges auf ihm ganz. Immer wieder loderte sie bei größeren und kleineren Unternehmungen auf, die die deutschen Soldaten oft tief in das feindliche Stellungsnetz führten. Der Besitz der Kuppe selbst war beiden Parteien verwehrt. Wer sich auf ihr einzunisten versuchte, wurde sofort von den gegnerischen Granaten in Fetzen zerrissen. Hier thronte einsam die Majestät des Todes . . .

Nicht weniger blutig waren die Kämpfe um den Reichsackerkopf, der wie ein Festungskloß an der Gabelung des Münstertales den Zugang zur Schluchtstraße sperrte. Im Winter 1914/15 hatte sich der Franzose dort mit allen Mitteln der Kriegstechnik eingegraben.

Die deutsche Führung befahl im Februar 1915, daß er genommen werde. Während sich die Sturmtruppen im Münstertal und auch auf den anschließenden Hängen bereitstellten, setzte sich in dunkler Nacht vom Gebweiler Tal eine deutsche Umgehungskolonnie auf den Silsenfirß zu in Marsch. Sie sollte sich zwischen den feindlichen Postierungen hindurchschleichen, um in Gegend Sondernach — Metzeral die Südflanke des Hauptangriffs zu decken.

Es fiel kalter Regen. Zu einem langen Faden gedehnt, stieg die Kolonne den Baumpfad hoch, links steile Wände, rechts schwindelnde Tiefe. Schweiß rinnt trotz der Kälte vom Körper. Die Pferde dampfen. Scharfer Schnee peitscht die Gesichter. Eis schiebt sich unter die genagelten Stiefel. Endlich stehen sie, tief schon hinter der feindlichen Front, auf dem Silsenfirß. — Weiter! — Nach Norden geht der Marsch. Ab und zu zuckt Mündungsfeuer ferner Geschütze auf, dunkles Rollen erstirbt in der Nacht. Scheinwerferkegel tasten mit langen suchenden Sängern über das vereiste Schneefeld, das sich wie ein blanker, blitzender Schild wölbt. In solchen bängen Augenblicken erstarrt die marschierende Kolonne und steht wie eine graue Wand im zuckenden Licht. Dann schiebt sie sich wieder in die Dunkelheit hinein. Kein feindliches Auge hat sie erspäht. Skiläufer mit fliegenden Mänteln gleiten an ihr vorüber, und der aufstiebende Schnee funkelt wie ein Bogen in die Nacht geschleuderter Diamanten.

Pechschwarzer Wald nimmt die Kolonne auf, so schwarz, daß der Vordermann dem Auge verschwindet. Man faßt ihn am Waffenrock, um den Anschluß nicht zu verlieren. Verstohlen glimmt da und dort eine Zigarette. Der Waldboden verschluckt den Lärm der Stiefel. Man wagt nicht zu sprechen. Nur die Tornisterriemen ächzen, und die Waffen klirren leise.

Über steile Grashalden steigen sie in das Tal von Sondernach hinunter. Ab und zu schlagen Hunde an. Man meidet die Dörfer, die in der Nacht wie zackige Schatten vorübergleiten.

Nirgends Feind!

Erstes Frührot steigt über den Silsenfirß.

Der lange Faden der Kolonne wird wie mit einer unsichtbaren Schere zerschnitten, ihre Teilchen streben den weit gedehnten Hügellisten zwischen Sondernach und Metzeral zu.

Nirgends Feind!

Am Ziel! — Die Umgebungsbelegung im Gebirge ist gelungen! In der Ebene wäre sie undenkbar gewesen. — Die Kolonne sitzt dem Gegner tief in der Flanke, deckt den Hauptangriff gegen den Reichsackerkopf. — —

Das gleiche Frührot sieht die ersten Schrapnells im Münstertale plagen. Die Wölkchen sind noch nicht zerflattert, da brüllt es in den Wäldern und Höhen und Senken auf. Wie ein Widder mit gesenktem Kopf springt der Donner die Bergwand an, wird der nächsten Wand zugeworfen, dann wieder der nächsten, dreht sich im Kreise. Nirgends hört sich das Artillerief Feuer so schaurig an wie im Gebirge. Die weite Ebene verschluckt den Knall des Geschützes, doch die Berge vervielfachen ihn zu einem ununterbrochen brausenden Echo, so daß man nicht mehr weiß, woher er kommt. Auch für den kampferfahrenen Frontsoldaten ist es in den Bergen schwer, den Einschlagspunkt einer heransausenden Granate voranzufühlen.

Die Bergkette vom Reichsacker über den Mönchberg, den Hörnle- und Barrenkopf bis zum Lingskopf raucht. Da brechen die Bayern und Schwaben, junge und alte Regimenter, aus ihren Stellungen und stürmen die Hänge hoch. Die vordersten Gräben der Franzosen werden glatt über-

rannt. Doch vor den Hauptstellungen stockt der Sturm. Aus Tannenwipfeln, Blockhäusern, Steinburgen, Schründen und Klüften speit es Feuer. Das scharfe Auge des Alpenjägers nimmt die vorausstürzenden Offiziere aufs Korn. Die noch ungelentken Schürzenschwärme der Deutschen werden zerissen und zerfetzt. Und doch stürmen die letzten weiter . . .

In den wahnsinnigen Lärm der Schlacht schmettern Signale „Seitengewehr pflanzt auf!“ Blutjunge Bayern, die zum erstenmal die Kugeln pfeifen hören, schnellen hoch, klettern Steilhänge hinauf, schlagen nieder, was sich ihnen in den Weg stellt. Ihnen fällt die Kuppe des Reichsackerkopfes zu. Der Feind weicht zurück in die dunklen Wälder des Mönchbergs und Sattelpopfes.

Ebensoviel Blut fordern die nördlich gelegenen Höhenzüge des Barren- und Kleinkopfes. Fünfmal wird der Sturm der Franken abgeschlagen, da reißt sie der sechste Angriff doch noch auf die Kuppe des Barrenkopfes.

Mönchbergwald. Er rauscht nicht wie sonst, wenn der Föhnsturm in ihm wühlt und da und dort mit zornigen Säusten eine Tanne knickt: heute brüllt er, weil man ihm schwere Wunden schlägt. Granaten werfen seine Stämme um, schlitzen die Wipfel auseinander, Maschinengewehrgarben jagen sägend durch sein Geäst, und auf dem weichen Moosboden ringen Menschen mit Gewehren, Kolben und Messern. Die Alpenjäger kämpfen wie die Löwen. Sie hängen an Gurten im Tannengewipfel, sind mit Reifern verkleidet, als ginge es zum Nummenschanz, hocken auf Hochständen, den Kolben an der Wange; knallen die Schwerfälligen da unten ab, die nichts sehen, die nicht wissen, woher das heiße Blei kommt. Menschenblut dampft, Schreie ersticken, weiße Zähne schlagen in feuchtes Moos. Und doch stürmen die Deutschen den Mönchbergwald . . . Jahrhunderte mögen vergehen; junge Tannen werden über die alten emporkachsen, doch immer werden sie raunen von jenem Sturm; Menschenblut kreist in ihren Ringen . . .

Tagelang tobt die Schlacht um die Berggipfel und Täler. In die Gassen von Münster krachen die Einschläge. Die Hartmannsche Spinnerei lodert wie eine Pechfackel. Um Stossweyer, im nördlichen Sechttale, wirbelt der Kampf. Die Deutschen sind dort fast schon von den Franzosen eingeschlossen, doch sie machen sich wieder Luft. Nachts rasen Geschütze vor, am nächsten Morgen flappen die Scheunentore auseinander und Kartätschgranaten fallen in den Feind.

Langsam verloderte die Schlacht. Der Franzose schien sich mit dem Verlust des Reichsackerkopfes abgefunden zu haben. Die Sturmtruppen wurden abgelöst.

Aber am Morgen des 6. März 1915 fliegt der Schreckensruf durch die Täler in die Ebene hinaus: „Der Reichsacker verloren!“ Ein überlegener französischer Gegenstoß hat die schwache Landsturmbesatzung die Hänge hinuntergeschleudert. Eilends werden die Bayern alarmiert und in das Münsterthal geworfen, zum zweitenmal sollen sie den Berg stürmen. Durch rieselnden Regen rasen sie vor, Wut im Leib. In die Dunkelheit hinein, die Hänge hinauf. Aus der Nacht des Waldes sticht es wie ein Kranz von bösen, funkelnden Augen. Man weiß nicht, wie weit der Feind vorgekommen ist; man weiß nur, daß er da ist in unberechenbarer Stärke. In der Nacht ist jeder Sturm aussichtslos. Man versucht, sich in den harten Boden einzugraben, türmt Felsblöcke vor sich. Ein Sturm am nächsten Morgen gegen den Steilabfall des Sattelpopfes mißlingt. Man muß zum planmäßigen Angriff übergehen. Sährt schwere Kaliber bis zum 21-cm-Mörser auf und eröffnet ein heftiges Feuer, um die Kuppe des Reichsackerkopfes sturmreif zu schießen. Gegenangriffe der Franzosen ersterben im deutschen Feuer. Am 20. März wird der Reichsackerkopf zum zweitenmal gestürmt. — —

Auch als die letzte Wende des Krieges kam, und die Franzosen im Sommer und Herbst 1918 zur Generaloffensive gegen die zum Tod ermattete deutsche Westfront übergingen, blieb Elsaß-Lothringen von den großen und entscheidenden Schlachten unberührt.

Der letzte Kanonenschuß, der im Weltkrieg über den Tälern der Vogesen verhallte, fand die Deutschen noch in den gleichen Linien, die im Oktober und November 1914 langsam zu Stellungen erstarrt waren. Nur hier und dort hatten sich die Gräben ein wenig nach vorwärts oder nach rückwärts verschoben.

Wenige Wochen später flatterte die Trifolore siegreich über dem Straßburger Münster. Man fragte nicht nach dem Willen der elsass-lothringischen Bevölkerung. Man sagte ihnen, sie seien nun „befreit“ und „wieder vereinigt“ mit ihrem Vaterland. Das war wie ein Schicksalspruch, gegen den es keine Auflehnung mehr gab. Die Elsässer und Lothringer dachten auch nicht an Auflehnung. In Mülhausen, in Metz und auch in Straßburg jubelte man den Franzosen zu. —

Eineinhalb Jahrtausend hatten Elsass und Lothringen zu Deutschland gehört, zweihundert Jahre zu Frankreich. Kultur kann sich wandeln; auch die Sprache kann sich wandeln; denn Geist und Zivilisation sind starke Mächte. Aber das Blut läßt sich nicht verwandeln. Und im Blute ruht legten Endes doch alles.

Die Trifolore flatterte über dem Straßburger Münster. Man fragte nicht nach dem Willen der elsass-lothringischen Bevölkerung. Man sagte ihnen, sie seien nun „befreit“ und „wieder vereinigt“ mit ihrem Vaterland. Das war wie ein Schicksalspruch, gegen den es keine Auflehnung mehr gab. Die Elsässer und Lothringer dachten auch nicht an Auflehnung. In Mülhausen, in Metz und auch in Straßburg jubelte man den Franzosen zu. —

Eineinhalb Jahrtausend hatten Elsass und Lothringen zu Deutschland gehört, zweihundert Jahre zu Frankreich. Kultur kann sich wandeln; auch die Sprache kann sich wandeln; denn Geist und Zivilisation sind starke Mächte. Aber das Blut läßt sich nicht verwandeln. Und im Blute ruht legten Endes doch alles.

Das Elfaß, altes deutsches Land, nach dem Dreißigjährigen Krieg vom deutschen Reich losgerissen und erst 1871 zurückgewonnen, bot zu Beginn des Weltkrieges das Bild einer durchaus deutschen Landschaft. Die zweihundert Jahre französischer Herrschaft hatten die völkischen und kulturellen Grundlagen nicht zerstören können. — Das Elfaß war die einzige Stelle an der Westfront, wo der Krieg sich zum Teil auf deutschem Gebiet abspielte.



Das Straßburger Münster, ein Meisterwerk deutscher Gotik. — Straßburg, nach Metz die stärkste Festung an der Westgrenze, blieb im Weltkrieg von den Kriegsvorgängen fast unberührt. Die mehrfachen Einfälle der Franzosen in das Oberelsaß gelangten nicht bis zum Bereich der Festungsgeschütze. — Als Landeshauptstadt und Hauptetappenort war die Stadt fast allen deutschen Soldaten, die im Elfaß gekämpft haben, wohlbekannt.

Der Charakter der elsässischen Landschaft wird durch den Rhein und die Vogesen bestimmt. Der Rhein bildet ein breites, fruchtbares, im allgemeinen ganz ebenes Tal, das eingerahmt ist vom Schwarzwald und von den Vogesen. — Der Teil der Vogesen, der durch die Kriegsereignisse berührt wurde, liegt zwischen den uralten Völkerstraßen der Burgundischen Pforte im Süden und der Zaberner Senke im Norden, die sich als breite Talsenke durch die Gebirgswand der Vogesen hinüber nach Frankreich und nach Lothringen öffnen.



Blick von der Ebene aus gegen die Hohkönigsburg. Im Vordergrund der Flugplatz. — Die Hohkönigsburg, eine der schönsten Burgen des Elsaß, mit mächtigem Bergfried, liegt westlich von Schlettstadt auf einem steil emporragenden Bergkegel. Einst Hohenstaufenburg, wurde die Hohkönigsburg im Dreißigjährigen Krieg von den Schweden zerstört. 1901 wurde im Auftrag Kaiser Wilhelm II. mit ihrem Wiederaufbau begonnen. Zu Beginn des Weltkrieges war sie in ihrem ursprünglichen Zustand völlig wieder hergestellt.



Deutsche Vogesenlandschaft in Gegend Markkirch. Die Vogesen verlaufen in einer nur durch wenige Einsenkungen und Passübergänge unterbrochenen Kette langgestreckter Kämme aus verwittertem Granit, die sich von Süden nach Norden hinziehen. Von ihnen abzweigende Seitenkämme bilden nach der Rheinebene zu tief eingeschnittene Täler.



Blick vom Hartmannsweilerkopf in die Rheinebene. — Die Vogesen fallen nach dem Rheintal zu ziemlich steil ab. Der untere Teil der Berghänge ist bedeckt mit Weinbergen; dahinter liegt eine fruchtbare Landschaft mit Ackerbau und Laubwäldern, durchströmt vom Rhein (im oberen Bild Drittel als feine Linie erkennbar). Jenseits die Schwarzwaldberge.





Elßäsißches Bauerndorf alemannischer Bauart: Dorfstraße in dem durch das Jugenderlebnis Goethes berühmt gewordenen Sessenheim, unweit Straßburg. Einzelstehende Gehöfte, von Gärten umgeben; Fachwerkbau und herabgezogene Dächer.



Zum Vergleich ein lothringisches Bauerndorf (Lutrepierre) typisch romanischer Bauart: Breite Straße mit geschlossenen Häuserfronten; reiner Steinbau. Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem einzigen, flach geneigten Dach. Fehlen von Vorgärten, statt dessen häufig vor den Häusern die Dungablagerung. Rundgewölbte Torbögen führen zum Stall und zum Hof.



Elfässische Landstadt deutscher Bauart: Marktplatz in Oberehnheim (Unterelsaß). — Ein mittelalterliches Stadtbild mit Erkern und Türmchen, mit spitzgiebeligen steilen Dächern und schönem Brunnen. Die stattlichen Häuser lassen auf den ehemaligen Reichtum Oberehnheims schließen, das, wie viele andere dieser elfässischen Landstädtchen, schon zur Stauferzeit freie Reichsstadt war.



Zum Unterschied eine lothringische Landstadt in charakteristisch romanischer Bauart: Blâmont in den französischen Vogesen.

Die großen Entscheidungsschlachten, die im August und im September 1914 in Lothringen und nördlich bis zur Küste hinauf entbrannten, wirkten sich auch im Elsaß, im Raum von Mülhausen und in den Vogesentälern bis hinauf zum Donon, in schweren Kämpfen aus. Zweimal drangen die Franzosen durch die Burgundische Pforte bis Mülhausen vor. Beide Male wurden sie wieder hinausgedrängt und gegen das Gebirge zurückgeworfen.



Auf Patrouillenritt.

Unten: Infanteriepatrouille im Vormarsch an den Berghängen des Münstertals bei Drei-Uhren, westlich Colmar.





Deutsche Infanterie verfolgt den in die Vogesen zurückgeworfenen Feind.

Unten: Artillerie im Vormarsch auf einer Vogesenstraße.



Als im Herbst 1914 die großen Entscheidungsschlachten zu Ende gingen und an die Stelle des Bewegungskrieges allmählich der Stellungskrieg trat, erstarrte auch im Elsaß, wo damals nur schwache Truppen in vorpostenartiger Aufstellung einander gegenüberstanden, langsam die Front. Im Laufe des Winters entstand eine zusammenhängende Schützengrabenkette, die schräg durch die Südvogesen von Sennheim nach Markkirch führte. — In den folgenden vier Jahren lag das Schwergewicht der Kämpfe an der Elsäßer Front in den Südvogesen zwischen der Burgundischen Pforte und dem Münsfertal.



Längs der deutsch-schweizerischen Grenze führte ein elektrisch geladener Drahtzaun von der Gegend von Nieder- und Obersept zum Rhein nördlich Basel.

Unten:
Eroberte französische Gräben bei Niedersept.



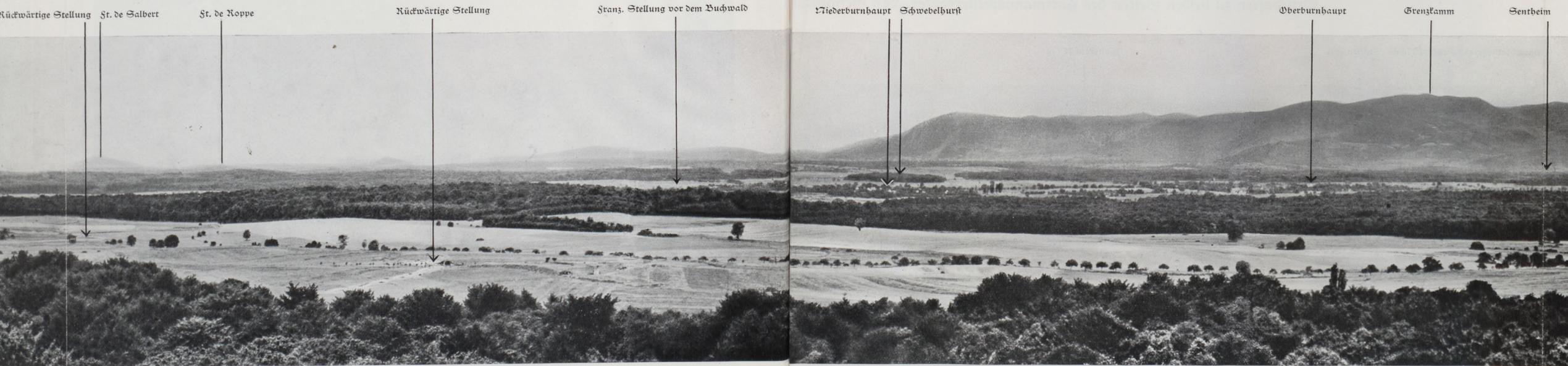


Altkirch, südwestlich Mülhausen. Das altertümliche Städtchen lag nur wenige Kilometer hinter den deutschen Stellungen.

Unten: Kirche von Nieder-Aspach.



Die Burgundische Pforte, eine breite Senke zwischen den Alpen und den Südausläufern der Vogesen, wird auf französischer Seite durch die Festung Belfort geschlossen, während sich auf deutscher Seite keine Befestigungen befanden. Die Stellungen verliefen hier von der Schweizer Grenze bei Ober- und Niedersept über Altkirch-Nieder-Aspach auf Sennheim.



Unten: Auf den Berghängen hinter Altthann überhöhten die rückwärtigen Stellungen der Franzosen die deutschen Gräben.

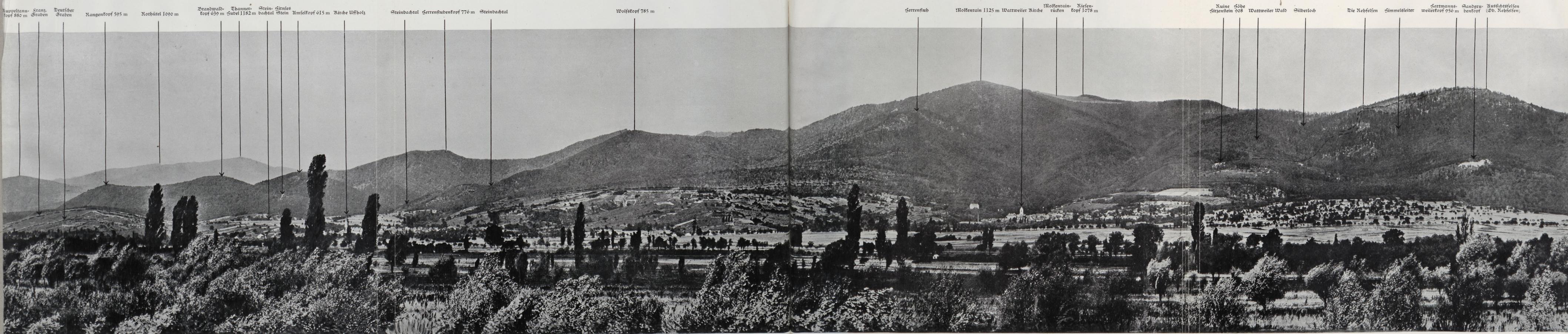


Oben: Der Übergang von der Burgundischen Pforte zu den Südvogesen. Charakteristisch auch hier das unvermittelte Ansteigen des Gebirges aus der Ebene.



Unten: Die Stadt Thann, Hauptort des Thurtales, mit gotischem Münster lag bereits hinter den französischen Stellungen.

Sehr schwere Kämpfe spielten sich um den Hartmannsweilerkopf ab. Sie gehörten zu den blutigsten des ganzen Krieges. Die beherrschende Lage des Hartmannsweilerkopfes über der Rheinebene, nördlich Mülhausen, zwang die Deutschen, sich unter Einsatz aller Kräfte hier zu behaupten. — Die Ortschaften zu beiden Seiten des Hartmannsweilerkopfes, von Sennheim bis Gebweiler hinauf, wurden durch die Kämpfe zum größten Teil zerstört.



Ruppelmannkopf 880 m, Scanz Graben, Deutscher Graben, Nangenkopf 595 m, Korbübel 1090 m, Brandwaldkopf 639 m, Thannertobel 1182 m, Steinbachthal, Hirtles Umfelkopf 615 m, Kirche Uffels, Steinbachthal, Serrentuberkopf 776 m, Steinbachthal, Wolfkopf 785 m, Serrentub, Molkentrain 1125 m, Wattweiler Kirche, Molkentrainrücken, Niesenkopf 1078 m, Ruine Höhe, Hirtstein 958, Wattweiler Wald, Silberloch, Die Nebelfelsen, Simmelsteiner, Hartmannsweilerkopf 956 m, Sandauertopf, Ausichtsfelsen (Ob. Nebelfelsen)

Rundbild Hartmannsweilerkopf-Molkentrain. Der Hartmannsweilerkopf steigt aus der Rheinebene fast ohne Übergang zu einer Höhe von 950 m auf. Er wird vom Molkentrain noch um fast 200 m überragt. Die deutschen und französischen Stellungen führten von Süden an den Hängen empor zum Gipfel und zogen sich dann in die Vogesen hinein. Die ersten Kämpfe um den Hartmannsweilerkopf spielten sich im Januar 1915 ab. Sie brachten die Deutschen in den Besitz zuerst des vorgelagerten Hirtsteins und dann des Berggipfels selbst. — Im März ging der Sattel zwischen Molkentrain und Hartmannsweilerkopf und dann dieser selbst wieder verloren. Im April wurde der Nebelfelsen und Ausichtsfelsen zurückgewonnen. Die Spitze des Berges lag unbesetzt zwischen den beiderseitigen Stellungen. — Noch einmal entbrannten um die Jahreswende 1915/16 um den Besitz des Berges überaus schwere und sehr wechselvolle Kämpfe, bei deren Abschluß die deutschen Truppen im Besitz des Hirtsteins und des Nebelfelsens blieben.



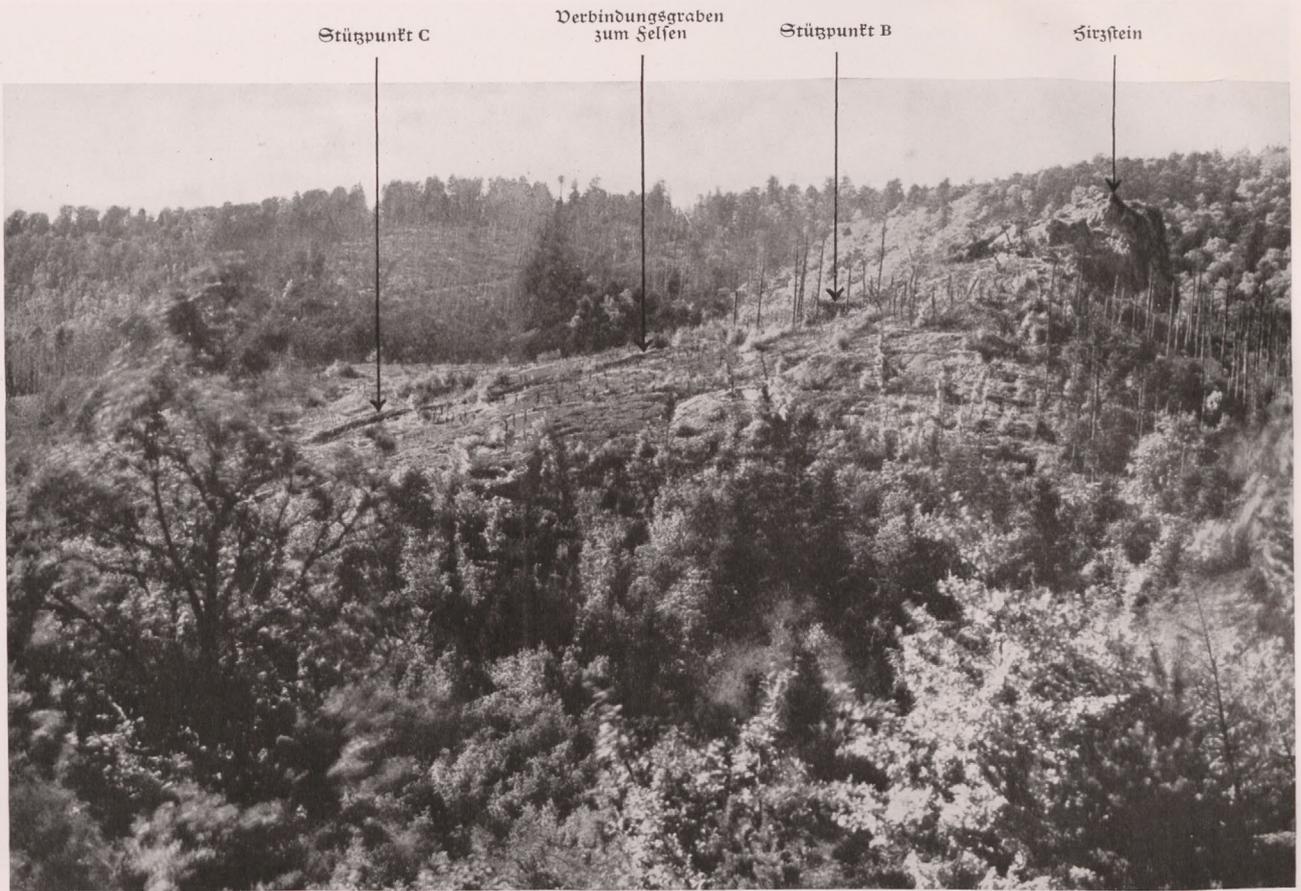
Blick vom Hartmannswillerkopf auf die von den Franzosen besetzten Höhen des Sudelkopfes und des Großen Belchen.



Die Stadt Sennheim, südlich vom Hartmannsweilerkopf am Eingang zum Thurtal, lag unmittelbar hinter der vordersten deutschen Linie. Bei den Kämpfen um den „S. R.“ hatte sie besonders schwer zu leiden.

Unten: Der Hartmannsweilerkopf.





Der Hirzstein, ein Felsgipfel am Hang des Hartmannsweilerkopfes, um den in den Jahren 1915 und 1916 heftig gekämpft wurde und der mehrfach den Besitzer wechselte. Erst nach sehr blutigem Ringen kam er endgültig in deutsche Hand. — Die Stellungen verliefen am Hange hart jenseits des Felsgipfels zum Hartmannsweilerkopf hinauf.



Fliegeraufnahme der französischen Stellungen im Sattel zwischen Molkenrain und dem Hartmannsweilerkopf. Dieser Sattel befand sich im Frühjahr 1915 nur vorübergehend im deutschen Besitz, konnte aber nicht gehalten werden. — Die feinen schrägen Striche sind Schatten der Baumstümpfe. Die oberen Bergränder (oben rechts und links) sind fast völlig kahl geschossen; die abwärts ins Tal führenden Längs (Mitte unten) zeigen geringere Spuren der Zerstörung.



Oben: Die „Serpentinenstraße“, die in vielen Windungen aus der Ebene bis fast zum Gipfel des Hartmannsweilerkopfes hinaufführte, wurde während der schweren Kämpfe des Jahres 1915 gebaut. — Unten: Stollen im Reb-felsen auf dem Hartmannsweilerkopf. Das Bild gibt die Stimmung der Mannschaften sehr eindrucksvoll wieder.





Geschützfeuer auf die Kampfgräben des Hartmannsweilerkopfes. Im Hintergrund der Sudelkopf und der Große Belchen.

Unten: Am Hange des Hartmannsweilerkopfes. Vom hochstämmigen Walde ragen nur noch nackte Stümpfe empor.





Die „Felsenkaserne“ auf dem Hartmannsweilerkopf. Die meterdicke Stein- und Betondecke und die Lage des Unterstandes am stark geneigten rückwärtigen Hange gewährten sicheren Schutz selbst gegen schwerstes Steilfeuer.



Der „Ausichtsfelsen“, eine Felskuppe am oberen Hange des Hartmannsweilerkopfes. Man hatte von diesem beherrschenden Punkt aus einen umfassenden Überblick über das südliche Elsaß von der Schweizer Grenze bis hinauf nach Colmar.

Unten: Das berühmte Jägerdenkmal auf dem Hartmannsweilerkopf mit seinen bronzenen Erinnerungstafeln und den Trophäen aus vielen Kämpfen. Es lag so geschützt, daß das feindliche Geschütz- und Minenfeuer ihm nichts anhaben konnte.



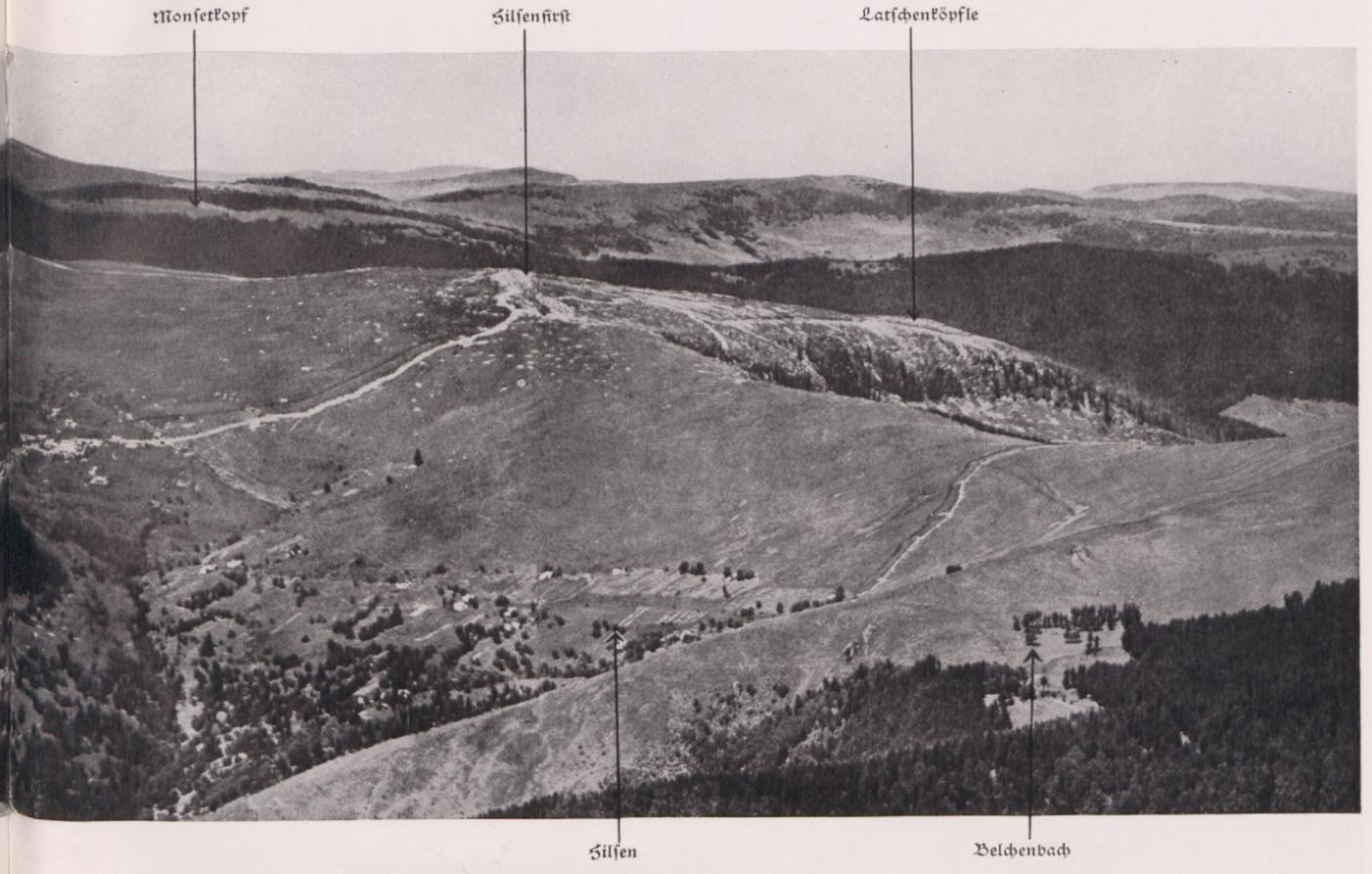
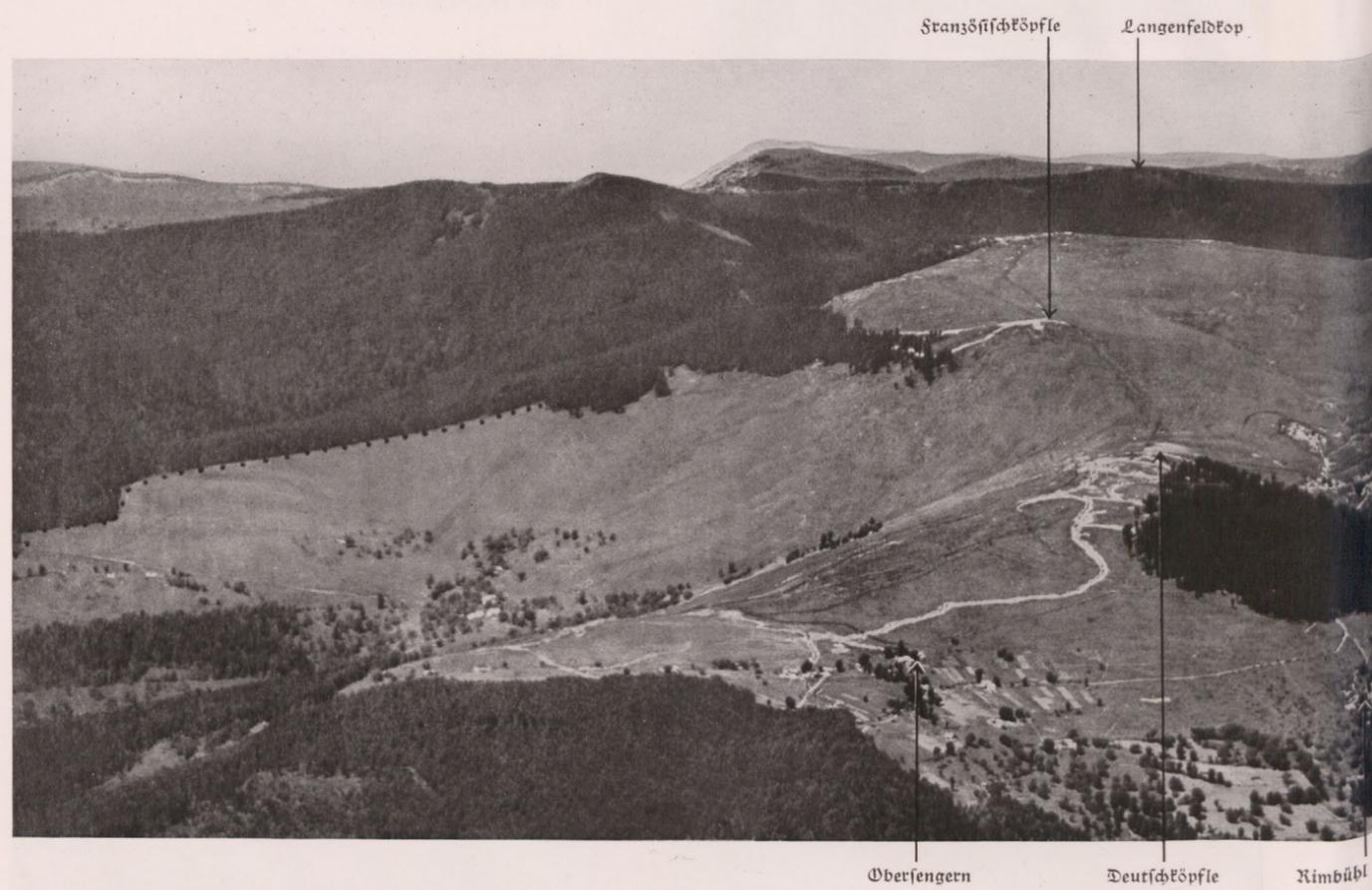


Auf einer Zwischenstation der am Hange des Hartmannsweilerkopfes in dem Jahre 1915 gebauten Drahtseilbahn. Sie spielte bei der Beförderung der gewaltigen Mengen von Munition und Proviant eine wichtige Rolle.

Unten: Am Rehfelsen. Der Besitz der Felsengruppe entschied über die Behauptung des Hartmannsweilerkopfes. Um sie wurde am erbittertsten gekämpft. Wiederholt ging sie verloren. Erst seit dem Januar 1916 war sie fest in deutscher Hand. — Von größter Wichtigkeit war die „Serpentinenstraße“, die hier endete, da sie einen gedeckten Anmarsch für die Mannschaften und eine sichere Zuführung des Kampfgeräts ermöglichte.



Vom Hartmannsweilerkopf zogen sich die Stellungen in das Gebirg hinein. Sie führten zwischen dem Großen Belchen im Süden, der innerhalb der französischen Linien lag, und dem Kleinen Belchen im Norden, der von den Deutschen besetzt war, über den Hilsenfirß hinüber ins Münsfertal.



Ballonaufnahme der Stellungen aus dem Kampfraum beiderseits des Hilsenfirß zwischen Sondernach und Linthal.

Unten: Blick von den deutschen Stellungen auf dem Hilsenfirß in die Vogesen.



Unten: Unterstände am Hange des Hilsenfirß.





Ruhiger Stellungskrieg im Gebirgswald; ein sehr friedlich anmutendes Bild, das für sich selbst spricht. — Ganz schwieg der Kampf freilich auch in den ruhigsten Vogesenstellungen nie. Immer stand der Beobachtungsposten schußbereit am Grabenrand und beobachtete durch das Zielfernrohrgewehr jede Bewegung in den feindlichen Gräben.



Im Reservegraben. Die Stellungen in den Vogesen waren meist so vorzüglich ausgebaut, daß sie den Mannschaften in den Zeiten der Ruhe einen ganz behaglichen Aufenthalt boten.

Unten: Hinter der Front. Pferdetränken auf dem Marktplatz einer kleinen Vogesenstadt.





Eine „chinesische Mauer“. — Ein eigenartiges Beispiel dafür, zu welchen Formen des Stellungsbaues man in den Hochvogesen gelangte. Meterdicke Betonwände sicherten gegen feindliches Flankenfeuer, das von irgend einer fernliegenden Höhe her den rückwärtigen Verkehr an dieser einzusehenden Stelle belästigte. — Die geköpften Bäume lassen erkennen, daß hier eine Drahtseilbahn zu Tal geführt hat.



Die Minenwerfer spielten im Gebirgskrieg eine besonders wichtige Rolle. — Mit Wurfmienen konnte man, infolge der starken Krümmung ihrer Flugbahn, auch hinter steile Deckungen fassen und Ziele erreichen, die für Geschütze im „toten Winkel“ lagen.

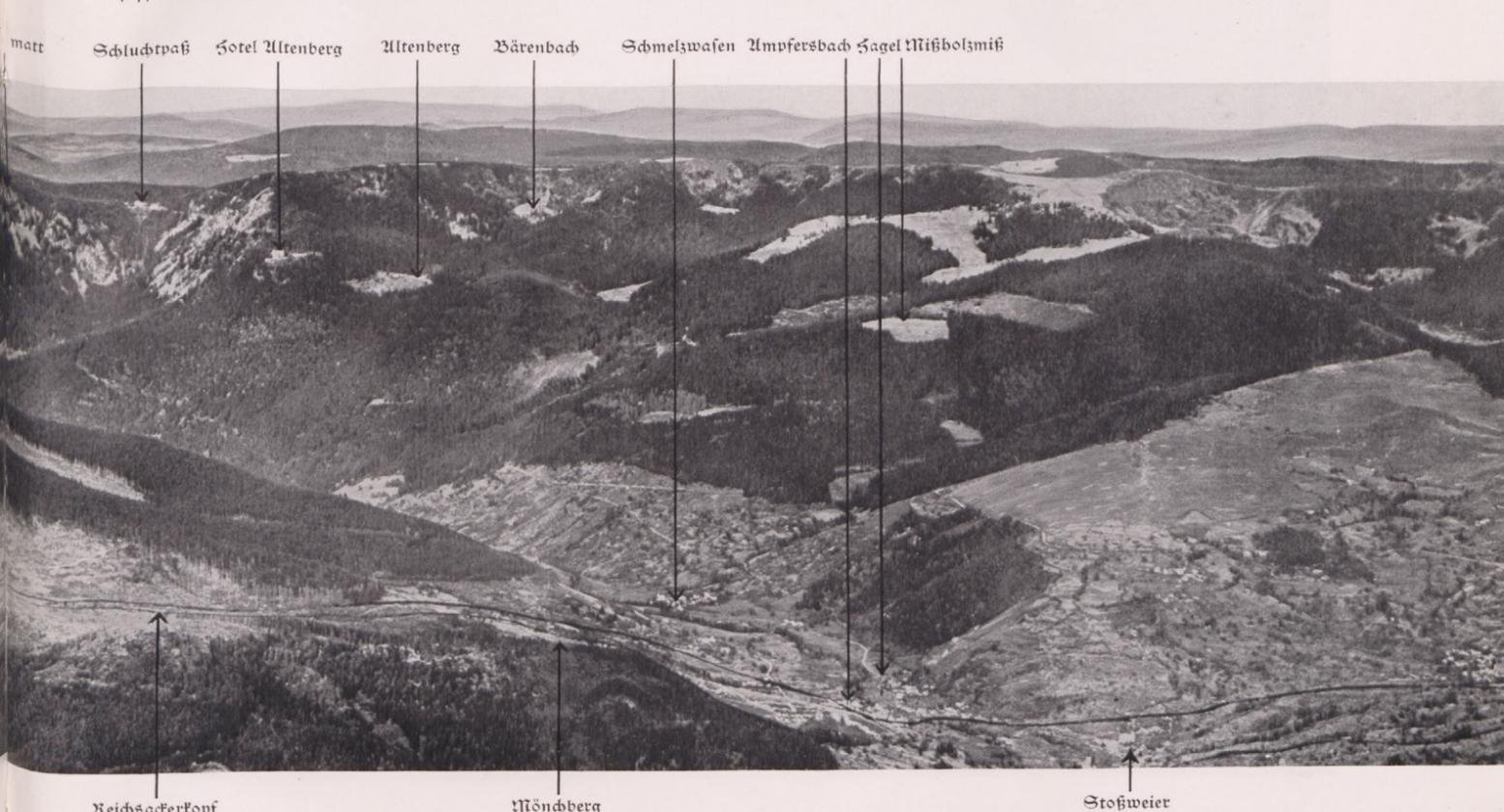
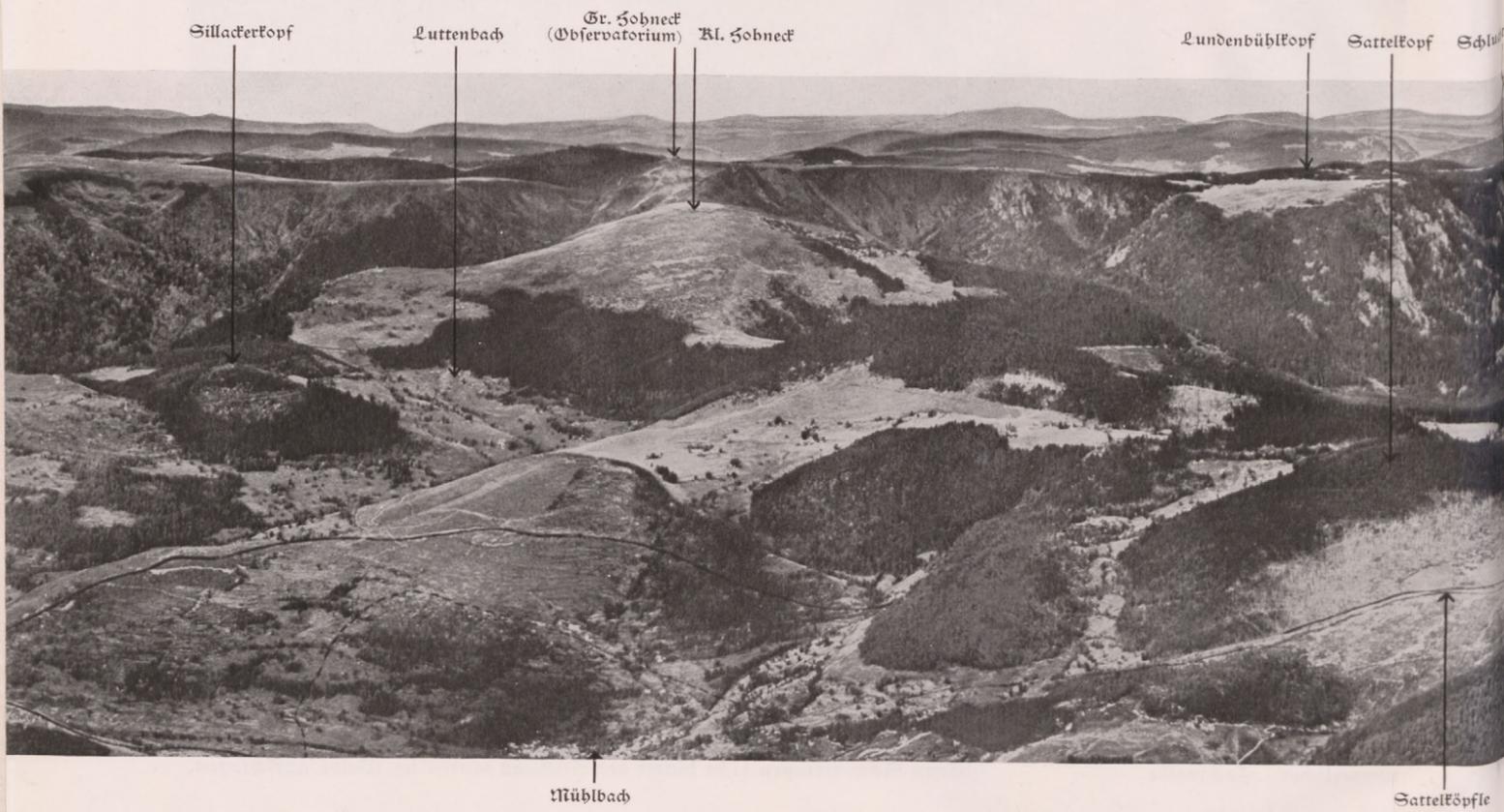


Oben: Essenempfang im winterlichen Hochwalde.

Unten: Kompanieschuster und -schneider konnten ihre „Handwerksstube“ an schönen Sommertagen dicht hinter der Stellung mitten im Walde aufschlagen.

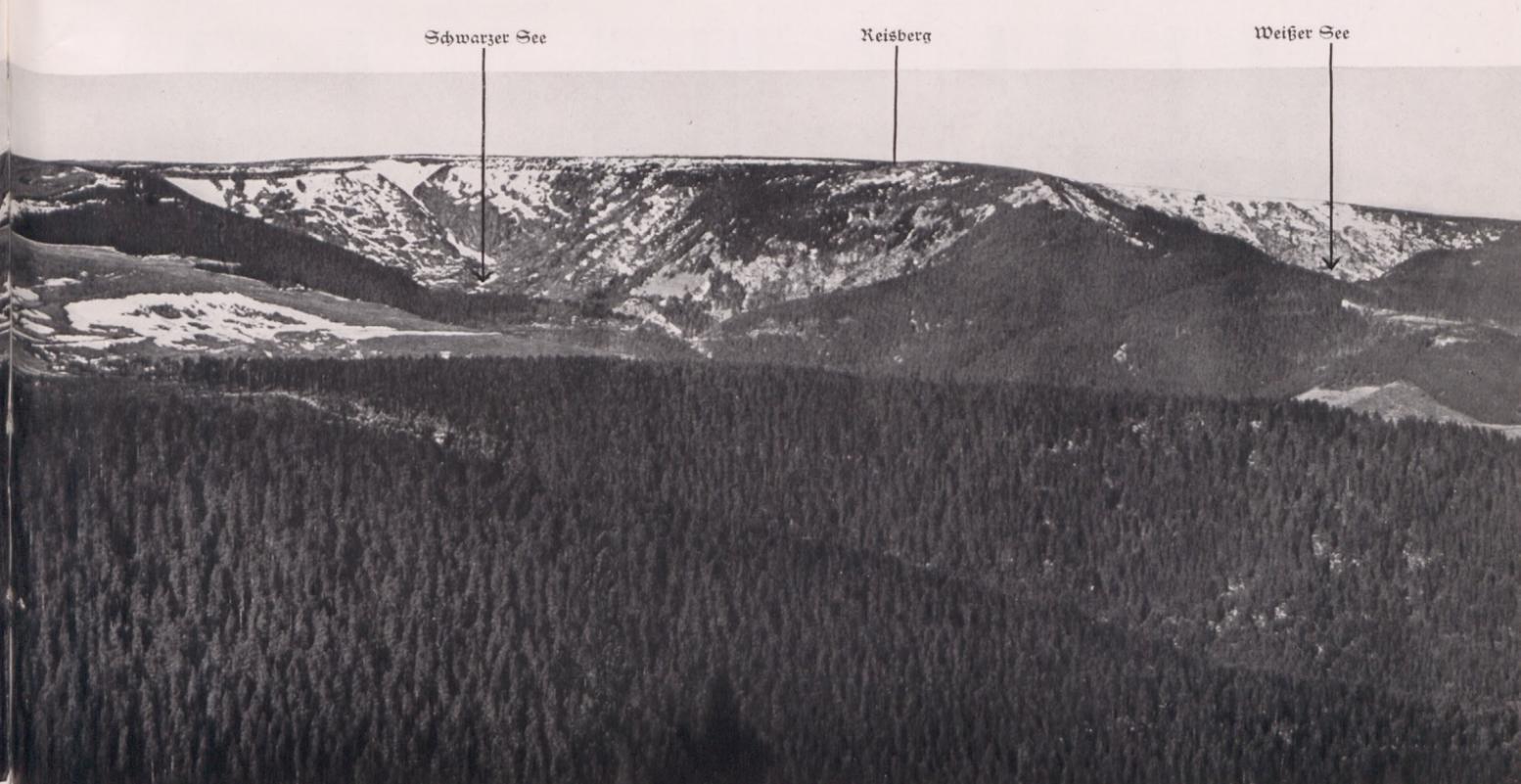


Nächst dem Hartmannsweilerkopf war der Reichsackerkopf der blutigste Kampfplatz in den Vogesen. Er beherrscht den Eingang von Westen her ins Münstertal. Sein Besitz war daher von höchster Wichtigkeit. Das Jahr 1915 war erfüllt von Kämpfen um die Stellungen vom Reichsackerkopf und Sattelkopf, westlich von Münster, nördlich hinauf zum Schragmännle, Barrenkopf und Lingetkopf.



Oben: Stellungen zwischen Mühlbach-Reichsackerkopf-Stosfweier.

Unten: Blick auf den Grenzkamm, nördlich Stosfweier, bis zum Weißen See.





Oben: Münster, der Hauptort des Fechtals, das sich von Colmar aus in die Vogesen hinaufzieht. Die Stadt liegt hart östlich des Reichsackerkopfes. — Unten: Deutsche Stellungen im Kampfgebiet des Reichsackerkopfes.

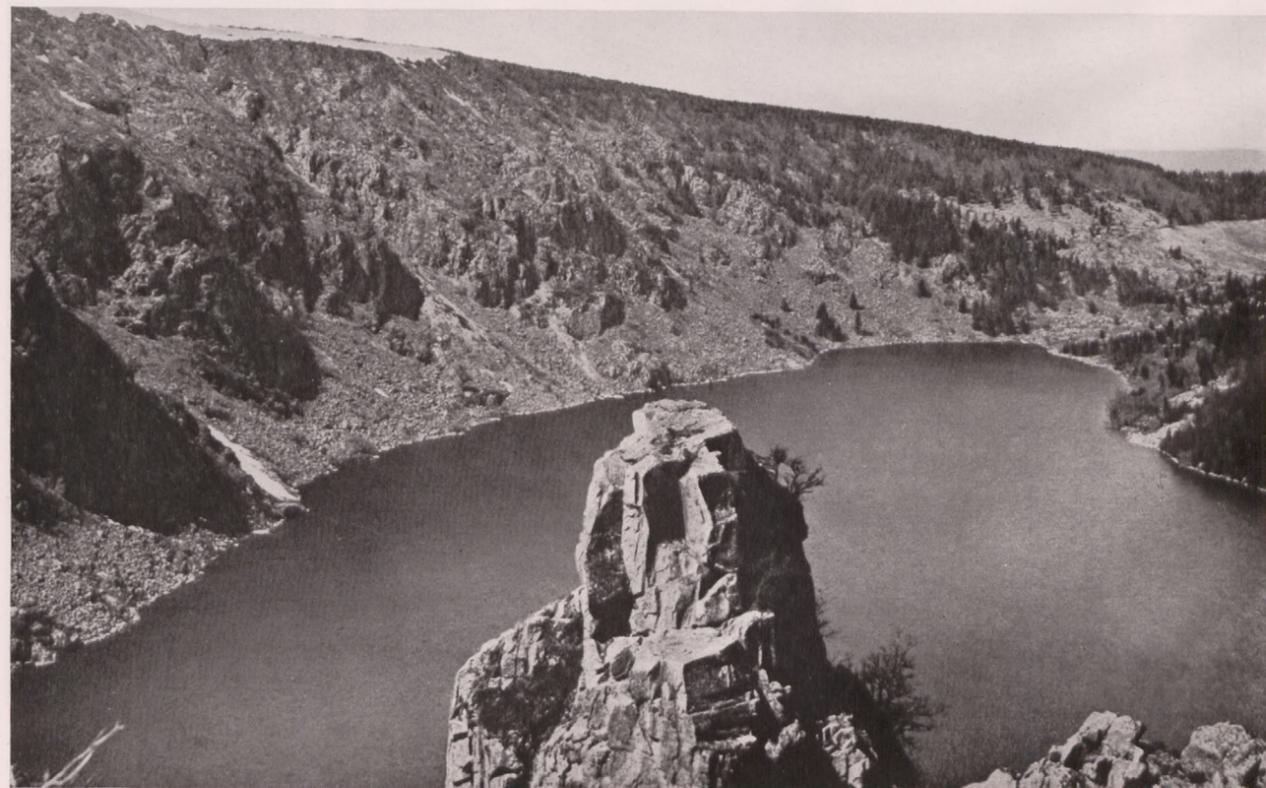




Stoßweier, am Nordfuß des Reichsackerkopfes. Das Dorf lag mitten zwischen den beiden Stellungen. Deutsche wie französische Gräben liefen durch den Ort, ohne daß es einer der beiden Parteien gelang, sich völlig in seinen Besitz zu setzen. — Die Aufnahme stammt noch aus dem Jahre 1915. Das Dorf wurde später ganz zusammengeschoffen.



Blick von der Blumenberghöhe (Bressoir) gegen den Grenzgebirgskamm zwischen Markfirch und Diedolshausen. Die Stellungen liegen genau längs der Grenze. Die französischen Gräben sind auf den kahlgelassenen Hängen jenseits des Tals zu erkennen.



Blick vom Hansfelsen über den Weißen See. — Ein einsamer, in großartiger Landschaft zwischen schroffen Felsenwänden eingebetteter Hochgebirgssee zwischen Diedolshausen und Münster. Unweit daneben der Schwarze See.



Felslandschaft in der Nähe des über 1300 m hohen Hohneck (westlich Münster, südlich des Schluchtpasses). Der alpine Charakter der Südvogesen mit seinen vielfach kahlen, waldlosen Gipfeln und Bergmatten tritt hier bereits in Erscheinung.

Die Rheinebene lag auf diesem Frontabschnitt bereits weit hinter den deutschen Linien. Ihre Städte und Dörfer blieben von den Schrecken des Krieges ziemlich verschont.



Stadttor in Türkheim, einem der berühmtesten Weinorte des Elsaß („Türkenblut“). Das Tor ist ein gutes Beispiel mittelalterlicher Elsäßer Bauart, deren deutscher Charakter klar zu Tage tritt.
Unten: Kaysersberg. Das Städtchen liegt, von alten Türmen und Mauern umgeben, malerisch am Eingang zu dem nach Schnierlach und Diedolshausen führenden Weißbachtal.





Die Kaysersberger Burg, eine der schönsten Ruinen des Elsaß.

Unten: Im Weißbachtal.





Colmar, am Eingang zum Münstertal gelegen, gehört zu den schönsten Städten des Rheintales. Blick gegen die Vogesen.



Schlettstadt mit dem Münster St. Georg. Die Stadt, einst eine blühende freie Reichsstadt, war stets einer der Mittelpunkte echt deutscher Kultur im Elsaß.



Rufach, elsässische Landstadt zwischen Colmar und Schlettstadt. Die stattlichen Häuser lassen den ehemaligen Reichtum und die Bedeutung dieser kleinen elsässischen Städte erkennen.



Die Hohkönigsburg. Blick in die Rheinebene.

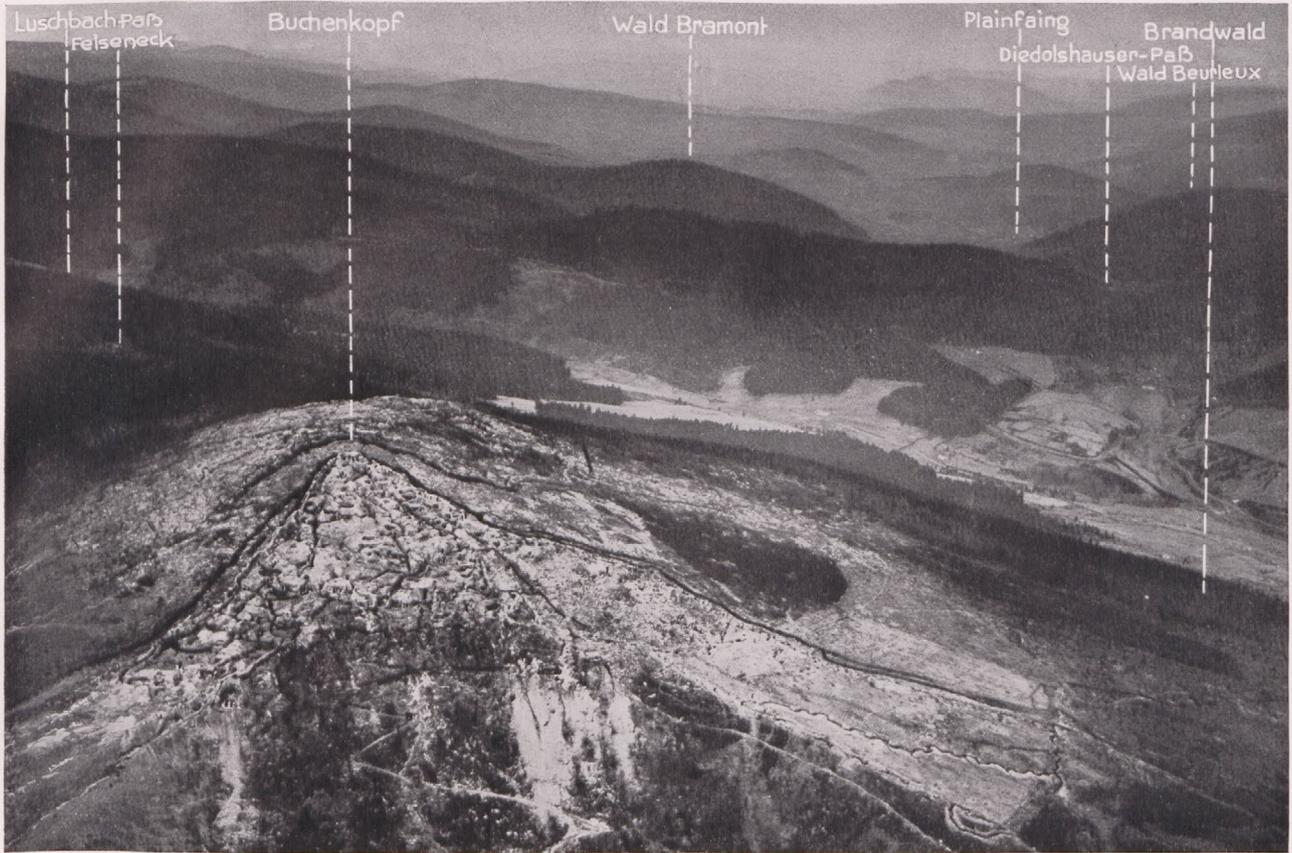
Vom Münstertal nach Norden liefen die Stellungen über die schwer umkämpften Gipfel des Schragmännle, Barrenkopfes, Lingetkopfes und Buchenkopfes zum Grenzort Diedolshausen.

Das Schragmännle, benannt nach einem bösen Berggeist, der nach der Volksfage hier sein Unwesen treibt. Der über 1000 Meter hohe Berg gewährt einen weiten Überblick vom Großen Belchen über den Sohneck bis zu dem Reichsackerkopf.



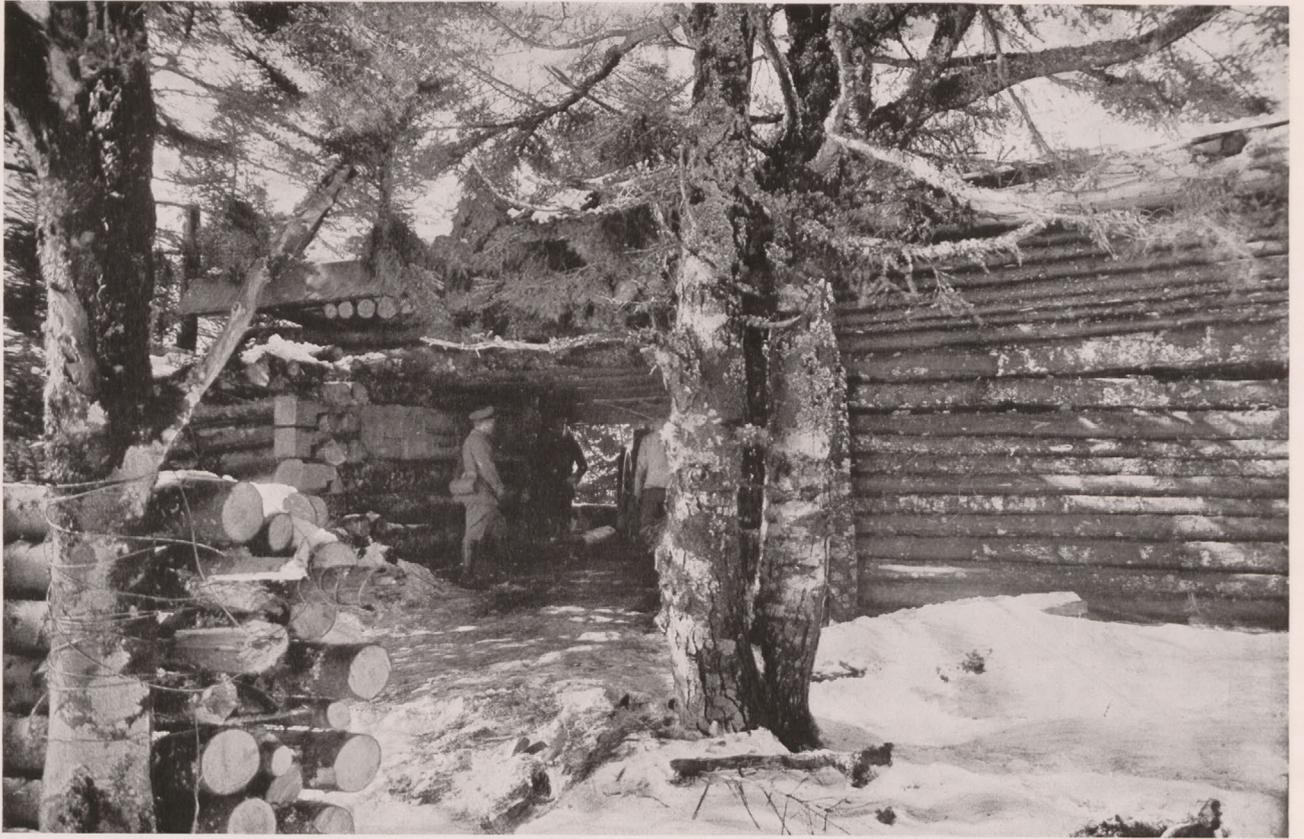
Unten: Blick vom Schragmännle gegen den Barrenkopf.





Oben: Fliegeraufnahme vom Buchenkopf. Der Verlauf der in schmalem Keil zum Gipfel führenden Stellung läßt erkennen, wie schwer es für die Deutschen war, sich auf diesem Berge zu behaupten. Die Kämpfe um den Buchenkopf standen denen um den Hartmannsweiler- und Reichsackerkopf an Schwere nicht nach. — Unten: Der Buchenkopf, von Süden her gesehen.





Oben: Geschützstand im Hochgebirge.

Unten: Stellung im Bergwald.





Oben: Hart am Feind. Der Franzose liegt auf Handgranatenwurfweite vom Sappenkopf entfernt. — Unten: Unterstände für Kampfeserven. Starke Betondecken und gedeckte Lage im Walde geben ihnen ein hohes Maß von Sicherheit.



Im Winter bot das Gebirge den Vogesenkämpfern ein herrliches Landschaftsbild. Freilich war das Leben in den tiefverschneiten Gräben in dieser Jahreszeit oft hart und mühsam.



Der Schneeschuh gewährt im Winter die einzige Möglichkeit, sich über die Schneemassen fortzubewegen.
Unten: Artilleriebeobachtungsstand am Waldrand.



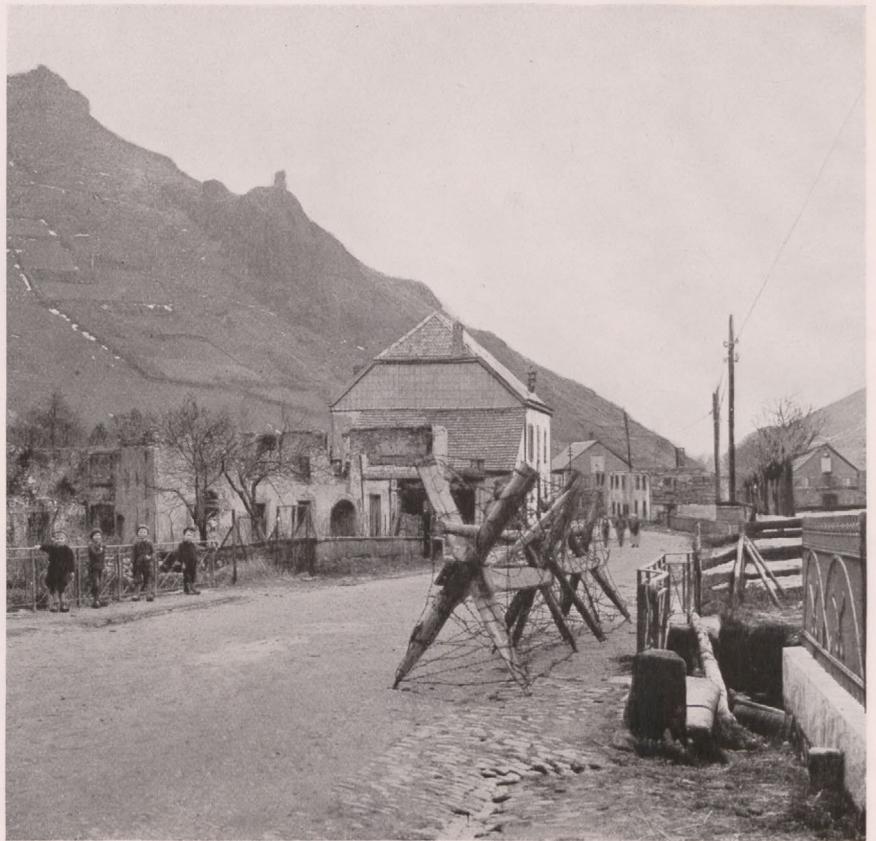


Vogesenlandschaft zur Zeit der Schneeschmelze.

Unten: Zwischen meterhohen Schneewänden führt der Weg in die Stellung.



Der Paßübergang bei Diedolshausen verbindet das auf Colmar zuführende Weißbachtal mit dem Tal der Meurthe, das sich in Richtung St. Dié hinzieht. Diedolshausen ward daher ein strategisch wichtiger Punkt, um den mehrfach ernsthafte Kämpfe stattfanden.



Schnierlach im Weißbachtal. Der Bezirk Schnierlach-Diedolshausen war eine der wenigen elsässischen Gegenden mit überwiegend französisch sprechender Bevölkerung. — Unten: Diedolshausen.



Bei Markkirch näherten sich die Stellungen der Grenze. Die Landschaft zeigt hier noch alle Merkmale der deutschen Vogesen: Stark eingeschnittene schmale Täler, steile Berghänge, langgestreckte Kämme mit ballonartigen Kuppen.

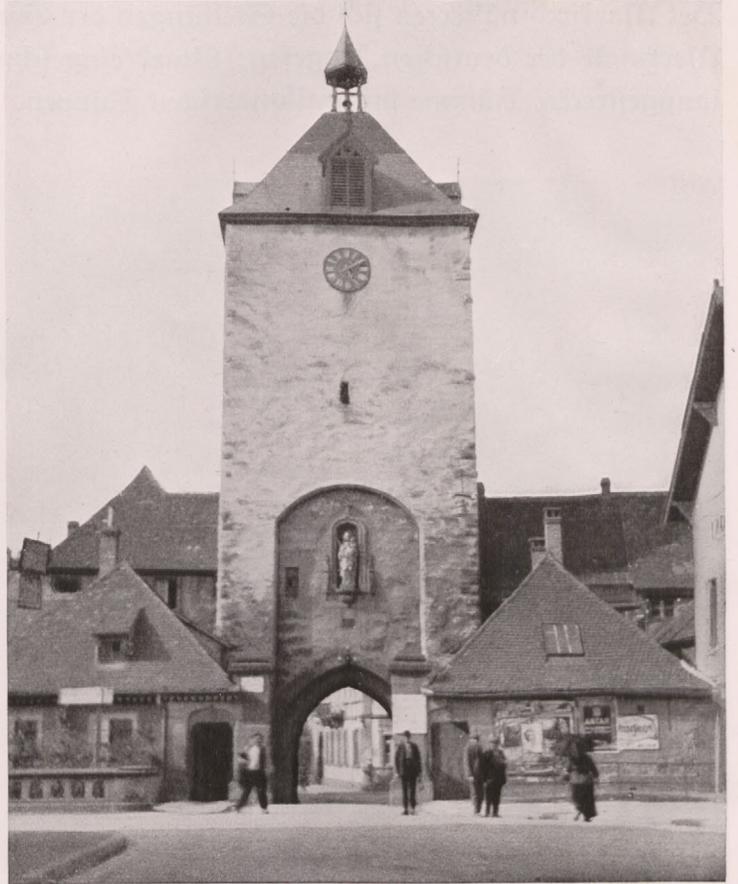


Blick von der Grenzhöhe des Bressoir nach Norden in das Markkircher Tal.

Unten: Markkirch, ein industriereicher Ort im Oberlauf des Lebertals, ringsum eingegengt durch steil ansteigende Höhen.



Am Col de St. Marie, westlich Mar-
kirch, überschritten die Stellungen die
Grenze. Sie führten auf französischem
Gebiet weiter über Provençères-
Ban de Sapt-Senones auf Badon-
viller. Sie überquerten auf diesem
Wege die Westausläufer der mittleren
Vogesen und kehrten bei Blamont
zur lothringischen Grenze zurück.
Die Landschaft ändert sowohl in
geologischer wie auch in kultureller
Hinsicht hier völlig ihren Charakter.



Oben: Die rückwärtigen deutschen Verbin-
dungen auf diesem Frontabschnitt führten durch
das Breuschtal auf Straßburg. — Saales,
deutscher Grenzort am Beginn des Breuschtals.
Unten: Molsheim am Austritt des Breusch-
tals in die Rheinebene westlich von Straßburg.





Oben: Auf französischer Seite: Stellungen östlich St. Dié. — Unten: Provençères, am Fuße der Montagne d'Ormont.





La Montagne d'Ormont, ein das Hügelland der mittleren Vogesen beherrschender, weithin sichtbarer Berg in Form einer abgeschnittenen Pyramide. Die Aufnahme gibt eine gute Vorstellung der französischen Vogesenlandschaft zwischen St. Dié und Raon l'Etape: Weite Täler, flache, langgestreckte Hügellisten. Ein von der deutschen Vogesenlandschaft völlig verschiedenes Bild.

Von Laufgräben durchzogene Gebirgslandschaft zwischen dem deutschen Grenzort Saales und dem auf der französischen Seite der Vogesen liegenden Colroy la Grande. Der Wechsel im Charakter der Landschaft tritt deutlich in die Erscheinung.



Unten: Le Beuley östlich St. Dié. Charakteristisch die romanische Bauart der Gehöfte. Im Hintergrund La Montagne d'Ormont. Auch dieses Bild veranschaulicht die Bedeutung der Vogesen als Grenze zweier wesensverschiedener Kulturlandschaften.





Deutscher Kriegerfriedhof am Hartmannsweilerkopf.



57710



ELSASS-LOTHRINGEN

Maßstab 1:850 000

Äquator

Die Hauptorte der Regierungsbezirke sind doppelt, die der Kreise einfach unterstrichen.

1° Ost L. r. Grenzlinie

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

6°30'

6°

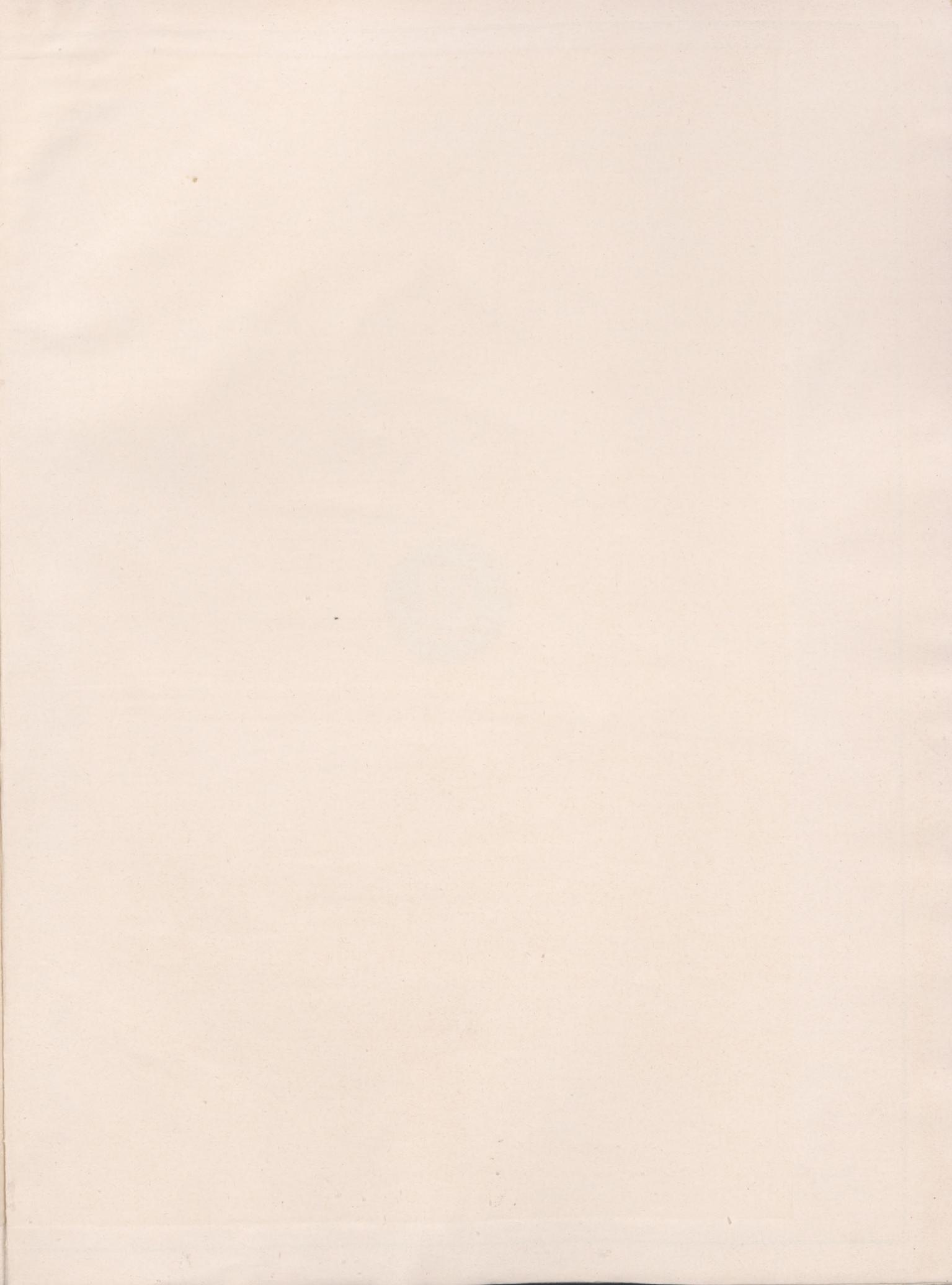
6°30'

6°

6°30'

6°







ROTANOX
oczyszczanie
luty 2008

KD.549.4
nr inw. 761